

VIII.

Ueber den Zustand der wilden Völker

VON

H. Schaaffhausen.

Die Naturwissenschaft hat nicht nur Himmel und Erde, Land und Meer, Thiere und Pflanzen zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht, sie erforscht auch den Menschen, als das edelste Gebilde der Schöpfung, nach allen Beziehungen seines Lebens. [Wie für die bildende Kunst die menschliche Gestalt, die man selbst den Göttern lieb, die menschliche Schönheit und Leidenschaft immer der höchste Vorwurf war, wie das sittliche Gebot zur Selbsterkenntniss mahnt, die der grösste der griechischen Weisen als den höchsten Zweck des menschlichen Daseins hinstellt und die alte Religion der Aegypter in der Aufschrift des Tempels zu Sais als höchste Tugend pries, so hat auch die Wissenschaft keine höhere Aufgabe als die Kenntniss des Menschen.

Wer aber den Menschen kennen lernen will, muss nicht nur in die eigene Brust schauen, muss nicht nur das Bild von Diesem oder Jenem als das wahre Menschenbild betrachten, er muss den Menschen in allen Ländern und Zeiten, auf allen Stufen der Bildung, den verfeinerten Bewohner europäischer Städte und den rohen Sohn der Wildniss seines Blickes und seiner Forschung werth halten. Wie vieles hört man von dem Menschen behaupten, was gar nicht von allen Menschen gilt! Die menschliche Vernunft, die unsere Seele adelt, ist so wenig bei Allen gleich entwickelt, wie die körperlichen Züge es sind, die hier in erschreckender Weise dem Affen ähnlich werden, dort eine Schönheit zeigen, in der wir die Spur des Göttlichen erkennen.

Wie die Natur jedes Land mit anderen Thieren und Pflanzen geschmückt hat, so hat sie auch dem menschlichen Bilde unter den verschiedenen Himmelsstrichen ein anderes Gepräge gegeben, und wir dürfen den Menschen, um ihn richtig zu schätzen, nie ohne die ihn umge-

bende Natur betrachten. Der indianische Jäger gehört zu seinen Jagdgründen und Büffelheerden, wie der Südamerikaner in seinen Urwald mit Tapiren, Affen und Papageien; Afrika zeigt uns den Neger und die Dattelpalme, den Löwen und die Giraffe, Asien den Hindu mit seinen Reisfeldern und Elephanten; Lappen und Samojeden bestehen nicht ohne das Rennthier und der Europäer würde nicht sein, was er ist, ohne seine Kornsaaten und seine Rinder. Wie wir aber das in freier Natur seiner ungebundenen Kraft sich freuende Thier bewundern und für ein vollkommneres Geschöpf halten, wie das gezähmte Hausthier, das unserm Willen gehorcht und für uns arbeitet oder für uns sich mäset, so hat es einen ganz besonderen Reiz für uns, dem wilden Menschen, der durch das Dickicht des Urwalds schweift, zu folgen, wenn er auch scheu vor uns zurückweicht. Aber der Eindruck ist ein anderer, ein jedes Thier scheint uns vollkommen in seiner Art, es erfüllt eine Absicht der Natur, es genießt sein Dasein, es fällt uns nicht ein, es zu beklagen; dem Wilden gegenüber aber fühlen wir, dass ihn ein weiter Abstand von uns trennt, wir zweifeln an seiner Menschheit, er flösst uns Abscheu und Verachtung ein oder ein edleres Gefühl, das Mitleid, welches uns bestimmt, sein Loos zu bessern.

Der Anblick fremder nie gesehener Menschen hat für die gebildeten Völker immer etwas Ueberraschendes gehabt. Als nach der Entdeckung des neuen Welttheils die ersten Bilder der amerikanischen Wilden bekannt wurden, rief der damals berühmteste deutsche Arzt Paracelsus aus, es müsse ausser dem Adam der Bibel auch einen amerikanischen Adam gegeben haben. Er hielt es nicht für möglich, dass so verschiedene Menschenrassen denselben Ursprung gehabt hätten. Ja Papst Paul III. musste in einem Breve ausdrücklich es aussprechen, dass die Amerikaner wirkliche Menschen seien, und nicht nur fähig, sich den christlichen Glauben anzueignen, sondern sogar sehr bereit dazu. Der Kaiser Carl V. erklärte sie dann auch noch für freie Menschen! Es war gewiss das hässliche Gesicht des gemeinen Negers, welches dazu Veranlassung gab, dass man den Teufel schwarz malt; der Neger freilich hat so Unrecht nicht, wenn er ihn weiss malt, denn der weisse Mensch ist es ja, der die Sklavenpeitsche über ihm schwingt und ihn oft schlechter wie das Thier behandelt.

Damit hat man von jeher die Sklaverei zu beschönigen gesucht, dass man behauptete, der Neger sei in der That ein geringeres Geschöpf, uns nicht ebenbürtig, und nicht fähig die Freiheit zu ertragen, sondern von der Natur bestimmt, der edleren Race zu dienen. Diese Ansicht ist noch im vorigen Jahre von der Partei der Sklavenhalter in Amerika in einem überall verbreiteten Sendschreiben verkündigt worden. Und doch erinnerte schon der jüngere Pitt in der Rede, die er 1791 bei dem Antrage auf Abschaffung des Sklavenhandels hielt, die Engländer daran, dass ja auch auf ihrer Insel einmal Menschenopfer gebracht worden seien und der Sklavenhandel im Schwunge war; dass die römischen Senatoren dasselbe von den britischen Barbaren hätten sagen können, was jetzt von den Bewohnern Afrika's gesagt werde. Als der Bischof Las Casas den Indianern das Joch der schweren Arbeit, das ihnen von den Spaniern auferlegt war, erleichtern wollte, empfahl er die Einführung der von Natur kräftigeren Neger und ahnte gewiss nicht, dass diese Arbeit der Fluch der schwarzen Race in dem neuen Welttheil werden sollte. Wir sahen um die Sklavenfrage einen gewaltigen Krieg entbrannt, der die Vereinigten Staaten Amerika's in zwei Lager getheilt und mit unversöhnlichem Hasse entzweit hat; war es auch ursprünglich die Eifersucht der Han-

delsinteressen, die den Krieg entzündet hat, so ist es doch gerade die Sklaverei der Südstaaten, welche dem Norden das Uebergewicht verschaffte, indem jene mit ihrer Sklavenzucht nicht wetteifern konnten mit dem beständigen Zuflusse freier Bürger, durch die der Norden immer mehr erstarkte.

Dass aber dem Neger die Bildungsfähigkeit mangle, das bestreitet die Wissenschaft, sie setzt jenen Lehrsätzen, welche die Habsucht und die sittliche Rohheit ausgedacht haben, ihr Nein entgegen. Der deutsche Anatom Sömmerring war der erste, welcher zeigte, in wie vielen Beziehungen der Körperbau des Negers unedler wie der des Europäers sei, und dass er in diesen Abweichungen an die Bildung des Affen erinnere. Diese Thatsache bleibt unbestritten wahr und gilt auch von den anderen tief stehenden Menschenstämmen. Später fand Tiedemann, der zuerst die Wissenschaft aufrief, damit sie ihr mächtiges Wort gegen die Schandthaten der Sklaverei erhebe, dass der afrikanische Neger kein kleineres Gehirn habe als der Europäer. Diese Angabe war aber nicht richtig, es ist vielmehr gewiss, dass das Gehirn niederer Rassen, wenn nicht im Ganzen kleiner, doch immer unvollkommener ist als das der edlen Stämme; an dem Hirn der Hottentottin, das Gratiolet und J. Marshall beschrieben, erkennen wir deutlich die Annäherungen an die thierische Bildung. Aber wenn auch der Neger auf einer niedrigeren Stufe steht, so ist er doch nicht unfähig, eine höhere zu ersteigen; denn auch Form und Grösse des Gehirns sind bildsam wie Alles in der organischen Natur, und es ist gerade das Vorrecht des Menschen, nicht das zu bleiben, was die Natur aus ihm gemacht hat, sondern sich zu entwickeln und zu veredeln.

Je höher die Stufe ist, die der Mensch erreicht hat, um so schneller wachsen seine Kräfte; die Cultur der wilden Völker schreitet aber so unmerklich vorwärts, dass sie uns stillzustehen scheint. Wir haben kein Recht daran zu zweifeln, dass alle Rassen erziehungsfähig sind, denn die höhere Bildung, deren einige oder gar nur eine, die kaukasische, theilhaftig geworden ist, kommt ihr nicht wegen einer bessern Anlage oder einer ursprünglich angeborenen Vortrefflichkeit zu, sondern ist nur die Folge einer Menge für ihre Entwicklung günstiger Lebensumstände, als deren wichtigste Fruchtbarkeit und glückliche Lage des Landes, früher Verkehr, grosse geschichtliche Ereignisse bezeichnet werden können. Die Stämme, welche einmal die Mittel höherer Cultur in Händen hatten, konnten von den anderen nicht mehr eingeholt werden und lassen sie für alle Zeiten hinter sich. Es ist bekannt, dass die Ueberlegenheit des Europäers auch von den wilden Völkern empfunden wird, doch erst bei längerer Berührung und nicht sogleich, denn die Selbstliebe, die in der Natur des Menschen liegt, lehrt ihn zunächst das Fremde verachten. So behaupten die Amerikaner, dass Gott zuerst den schwarzen, dann den weissen, zuletzt aber den rothen Menschen hervorgebracht habe. Spottend nennen sie die Europäer Milchgesichter. Der Reisende R. Burton erzählt es selbst, dass die Kinder der Eg'ba's im östlichen Afrika ihm nachgerufen hätten: „Seht den Weissen an, sieht er nicht aus wie ein alter Affe!“ Wer will es läugnen, dass die bronzefarbene oder glänzend schwarze Haut und die muskelstarken Glieder eines Wilden oft vortheilhaft abstechen gegen das Gesicht des verweichlichten Europäers, der, wie man gesagt hat, von der Blässe des Gedankens angekränkelt ist. Aber dennoch bleibt es wahr, dass die geistig begabtesten Menschenstämme auch die körperlich schönsten sind in Rücksicht der edelsten Theile des Körpers, des Gesichtes und des Schädelbaues. Man könnte glauben, der Be-

griff von menschlicher Schönheit sei ein schwankender, sie sei eine Sache des Geschmacks, über den sich nicht streiten lasse; das ist aber nicht der Fall. Alle Züge des Hässlichen in der menschlichen Gestalt sind entweder Wirkungen der Krankheit, oder geradezu Annäherungen an die thierische Bildung. Das Studium der Rassen lehrt es unzweideutig, wie Zug nach Zug die menschliche Bildung sich von der rohen Form entfernt und sich veredelt.

Die Wissenschaft hat noch einen besonderen Grund, die Natur der wilden Völker zu erforschen, sie soll über die schwierige Frage entscheiden, ob die rohen Völker so, wie wir sie finden, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, oder ob sie nicht vielleicht die entarteten Nachkommen edlerer Stämme sind, eine Meinung, die schon Schelling geäußert hat. Der unmittelbare Eindruck, den die ganze Erscheinung wilder Völker macht, ihr inniger Zusammenhang mit der Natur des Landes, das sie bewohnen, der Mangel jeder Erinnerung an bessere Zustände, das körperliche Wohlbefinden und die physische Kraft, womit sie, von den Einflüssen der Cultur unberührt, sich erhalten, die Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation, die eine tiefere Stufe der Entwicklung verrathen, endlich das Fehlen solcher Zeichen der Verkommenheit und des Verfalls, wie wir sie in bestimmten Fällen kennen, das Alles lässt uns glauben, dass die meisten der wilden Völker nie in dem Besitz einer höheren Cultur gewesen sind. Auch spricht für diese Ansicht der Umstand, dass viele der gesittetsten Völker der Gegenwart in der Vorzeit auf gleicher Stufe der Rohheit standen. Dagegen war es die Meinung A. von Humboldt's¹⁾, dass die meisten der Horden, welche wir Wilde nennen, wahrscheinlich von Völkern abstammen, die einst in der Cultur weiter vorgerückt waren und dass man die fortgesetzte Kindheit des Menschengeschlechtes von dem Zustand sittlicher Entartung nicht unterscheiden könne, in welchem Abgeschiedenheit, Elend, gezwungene Wanderungen oder klimatische Noth alle Spuren der Civilisation auslöschen.

Wohl darf sich in uns ein tiefes Mitleid regen, wenn wir diese Wilden, die verstossenen Kinder der Natur, die einsam, in unzugänglichen Wäldern, auf fernen Inseln oder im Innern bis dahin unbekannter Länder ihr Dasein fristen, vor der sich annähernden Cultur, die sie beglücken könnte, fast überall verschwinden sehen; wir müssen uns beeilen, sie noch einmal zu betrachten, ihre Züge uns einzuprägen, um von ihnen zu lernen, was der Mensch ist ohne den Segen der Geistesbildung und Gesittung. Erkennen wir doch in ihren Gebräuchen, ihrem Aberglauben, ihrer Rohheit und Grausamkeit dasselbe Bild, welches einst vor zwei oder drei Jahrtausenden die alten Bewohner des mittleren und nördlichen Europa den damals gebildeten Völkern, den Römern und Griechen dargeboten haben. Wir nennen es ein Schicksal, ein Naturgesetz, dass, wie der Urwald gerottet, wie das reissende Thier erlegt wird, wo der gesittete Mensch sich niederlässt, so auch der Wilde verderben und verschwinden muss, aber die Gerechtigkeit hat nach den zuverlässigsten Zeugnissen unbefangener Beobachter längst das Urtheil gefällt, dass gerade der Europäer in dem Rassenkampfe sich der scheusslichsten Verbrechen schuldig macht. Die Cultur ist so mächtig, die Werkzeuge, die sie dem Menschen in die Hand giebt, sind so gewaltig, dass auch der verworfenste Theil der europäischen Gesellschaft den Wilden gegenüber den Sieg behält.

Welches ist nun der körperliche und geistige Zustand der wilden Völker? Welche befin-

¹⁾ Alex. v. Humboldt und A. Bonpland, Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Cont., Wien 1827, II, 9.

den sich auf der tiefsten Stufe des menschlichen Daseins? Nicht die afrikanischen Neger, wie noch Waitz behauptet, sondern einige der Südseeneger und Australier. Schon G. Forster¹⁾ wies den letzteren diese Stelle an; ihnen nähern sich unter den Völkern des innern Afrika die den Hottentotten verwandten Buschmänner und vielleicht einige andere Stämme, über die wir erst spärliche und unsichere Nachrichten haben. Auch über einige Reste der schwarzen Urbewohner Indiens besitzen wir vereinzelte höchst auffallende Berichte, deren Bestätigung abgewartet werden muss. Das Bild solcher Wilden ist schnell gezeichnet. Der schmale Kopf mit der niederliegenden Stirn, die eingedrückte Nase, das vortretende Gebiss, das kleine tief liegende Auge, der nach vorn gebeugte Körper, die langen Arme, die schmalen Hände, das wadenlose Bein, der Plattfuss, die abstehende grosse Zehe, das sind die wichtigsten Kennzeichen, denen wir in den entferntesten Gegenden der Erde, in Australien wie in Afrika begegnen. Alle diese Merkmale muss der Anatom als Andeutungen des thierischen Baues betrachten, so gross auch die Kluft zwischen Mensch und Affe immer noch gefunden wird. Es ist nicht so leicht, über das geistige Leben solcher Völker ein gerechtes Urtheil zu fällen, da die Nachrichten über dieselben viele Widersprüche enthalten. Wir verdanken solche den Kaufleuten, deren Verkehr mit ihnen durch die Gewinnsucht bestimmt wird, den Ansiedlern, die fast nur im Kriege mit ihnen leben, den Naturforschern, die der Wissensdurst in die fernsten Länder treibt, wo die Hand des Wilden oder das mörderische Klima ihnen oft das Grab bereitet hat und endlich den Missionären, die in edlem Glaubenseifer und mit bewunderungswürdigem Muthe sich in die Mitte der rohsten Wilden wagen, und den Tod so vieler ihrer Gefährten nicht achtend, von dem Werke nicht lassen, jene für ein besseres Leben zu gewinnen. Gerade die trefflichsten und unterrichtetsten Reisenden, ein Cook und Forster, ein Prinz Maximilian von Wied, ein Alexander von Humboldt, ein Livingstone und Barth haben über den Seelenszustand der wilden Völker, mit denen sie verkehrten, viel mehr ein günstiges als ein verdammendes Urtheil gefällt.

Vieles haben die Wilden mit den Kindern gemein, sie empfinden lebhaft und denken wenig, sie lieben Spiel und Tanz und Putz, sie sind neugierig und furchtsam, sie besitzen die Gabe der Nachahmung in hohem Grade, sie sind schüchtern und misstrauisch oder zutraulich und arglos. Leben sie, was oft der Fall ist, in betändigem Kriege mit ihres Gleichen, so sind sie rachsüchtig und grausam. Cook, der eine so freundliche Schilderung von den Sandwichinsulanern gemacht hatte, die ihn, da er ihnen zuerst das Schiessgewehr gezeigt, für den Gott der Vulkane hielten, wurde nachher mit seinen Leuten von ihnen erschlagen, weil diese an einem von ihnen heilig gehaltenen Orte Holz gefällt hatten. Nach einer andern Angabe soll Cook im Jähzorn auf einen Eingeborenen Feuer gegeben haben. Forster, der Cook's Leben beschrieb und seinen Tod so tief beklagte, erlebte es selbst, dass eine ganze Abtheilung Matrosen vom Schiffe „Adventure“ mit ihrem Führer im Charlottensund von den Neuseeländern erschlagen und aufgegessen wurden, und spricht dennoch seine Ueberzeugung dahin aus, man habe nicht das Mindeste von ihnen zu besorgen, wenn man sie in Ruhe lasse und nicht vorsätzlich reize. Doch bemerkte La Pérouse nach der Ermordung des Naturforschers Lamanon durch die Bewohner der Samoa-Insel: „ich ärgere mich mehr über die Philosophen, welche

¹⁾ G. Forster, Sämmtl. Schriften, Leipzig 1843, Bd. IV, S. 197.

die Wilden so hoch stellen, als über diese selbst; der unglückliche Lamanon, den sie mordeten, sagte des Abends vor seinem Tode noch, dass diese Menschen mehr werth seien als wir“. Schauerhaft war die von den Delawaren vollzogene Hinrichtung des Obersten Williamson im Jahre 1782, die sein Gefährte Dr. Knight als Augenzeuge beschrieb¹⁾, aber jener hatte auf die schimpflichste Weise christliche Delawaren mit Weibern und Kindern niedermetzeln lassen, was ihre heidnischen Brüder rächten.

Die Sprache, das eheliche und häusliche Leben, die Wohnung, Kleidung und Nahrung, die Waffen, die Gebräuche, die Spuren der Gottesverehrung müssen Aufschluss geben über den Grad der Bildung, den wir einem rohen Volke zugestehen sollen. Erwägen wir das Alles, so erkennen wir bald, dass einem Theil der sogenannten Wilden, vielen Afrikanern, die seit dem fernsten Alterthum mit gebildeten Völkern in Berührung waren, und vielen Indianern Amerika's, in denen man schon die Ueberreste eines zersprengten Culturvolkes hat sehen wollen, eine höhere Stelle als den rohesten Wilden eingeräumt werden muss.

Den armseligsten Menschenschlag findet man in einigen Gegenden Neuhollands; abgemagerte Gestalten mit faltigen Affengesichtern, die Augen halb geschlossen, voll Schmutz und Unrath, mit ihren langen Spiessen, deren Spitze ein hartes Holz oder eine Fischgräte, und mit dem Schild aus Baumrinde in kleinen Haufen umherziehend, als Cook sie fand, nicht einmal fähig, das Känguruh zu jagen, sondern von Muscheln und Seethieren lebend, ihre Zuflucht ein hohler Baum oder eine aus Zweigen geflochtene Schutzwehr sind sie die echten Söhne des kargen Landes, das ihnen sogar das elastische Holz versagt hat, aus dem sie den Bogen hätten schnitzen können, das mit seinen schattenlosen Wäldern, mit seinen Schnabelthieren und Beutelratten so viele auffallende Erscheinungen bietet, dass man glauben möchte, es gehöre einem früheren Zustande der Erdbildung an, der unverändert sich erhalten habe. Nicht viel besser mag auf den öden Steppen des südlichen Afrika das Leben der von ihren Nachbarn verachteten Buschmänner sein, die nordwestlich von Natal in Erdlöchern hausen, welche sie sich mit den Händen graben, von Insekten und ekelhaftem Gewürm oder kleinen Vögeln sich nährend, die sie ungerufen verschlingen. Krapf²⁾ erzählt nach dem Berichte eines Sklaven, dass im Süden von Schoa, einer bis jetzt unerforschten Gegend Abyssiniens in dichten Bambuswäldern die Doko's wohnen, die, nicht höher als vier Fuss, von der Grösse zehnjähriger Kinder seien. Sie sind von dunkler Olivenfarbe, und leben in einem durchaus thierischen Zustande, ohne Wohnung, ohne Tempel, ohne heilige Bäume, sie haben keinen Häuptling und keine Waffen. Sie nähren sich von Wurzeln, Früchten, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig und klettern auf die Bäume wie die Affen. Sie haben dicke vorstehende Lippen, platte Nasen, kleine Augen, das Haar lang und fließend; der langen Nägel bedienen sie sich beim Ausgraben von Wurzeln und Ameisen und zum Zerreißen der Schlangen, die sie roh verschlingen. Feuer ist ihnen unbekannt. Sie vermehren sich schnell, wissen aber nichts von Heirath, Ehe und Familie. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt und leben unabhängig durcheinander. Sie werden von den stärkeren Rassen, die in ihrer Nähe wohnen, gefangen und als Haussklaven verwendet. Wohl darf man bei dieser Schilderung an die Pygmäen denken, die Herodot im Innern Afrika's leben lässt. Die kleinen, schwarzen Min-

¹⁾ Morgenblatt, 1853, Nr. 8. — ²⁾ Magazin für die Literatur des Auslandes, 1860, Nr. 41.

kopies auf den Andamaninseln des bengalischen Meerbusens, die Fytche¹⁾ für Papuas hält, zeigen einen Grad der Wildheit, wie er kaum anderswo vorkommt und in geschlechtlicher Beziehung ebenfalls ein fast thierisches Dasein; aber was R. Owen²⁾ über ihre Körper- und Schädelbildung mittheilt, lässt eher in ihnen einen durch die Abgeschlossenheit ihres Lebens tief herabgesunkenen, als einen ganz ursprünglichen Menschenstamm vermuthen. Sie haben einen gut gebildeten Vorderkopf, kleine schöne Ohren, keine dicken Lippen, ihr Haar wächst in Büscheln. Owen glaubt indessen, sie seien vielleicht die ursprünglichste und am tiefsten stehende Race unseres Geschlechtes. Sie gehen ganz nackt, sind ohne jedes Schamgefühl, sie sollen ohne jeden Glauben an Gott und zukünftiges Leben sein, sind aber nicht Kannibalen. Eine ausführliche Schilderung ihrer Lebensweise hat erst vor einigen Jahren ein indischer Sepoy gegeben, der mehr als ein Jahr unter ihnen lebte. Sie gleichen jedenfalls den schwarzen Urbewohnern, die auf den Philippinen, auf Java, Borneo und Ceylon sich noch finden, und unzweifelhaft eine eigene Race bilden. Aus den Untersuchungen Owen's geht aber hervor, dass der Körper- und Schädelbau der Andamanen keineswegs Merkmale so niedriger Organisation bieten, wie sie bei anderen Racen beobachtet sind. De la Gironière³⁾, der einige Tage unter den Ajetas, die das gebirgige Innere von Luzon bewohnen, verweilte, sagt von ihnen: „das Volk erschien mir mehr wie eine grosse Familie von Affen, denn als menschliche Wesen. Ihre Laute glichen dem kurzen Geschrei dieser Thiere und ihre Bewegungen waren dieselben. Der einzige Unterschied bestand in der Kenntniss des Bogens und des Spiesses und in der Kunst, Feuer zu machen.“

In unzugänglichen Gegenden Indiens sollen noch Menschen von so thierischer Bildung sich finden, dass man vermuthet hat, auf sie beziehe sich vielleicht der Mythos von dem Affen Hanuman, welcher dem Rama bei seiner Eroberung von Lanka, womit Ceylon bezeichnet ist, beistand. In der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Bengalen⁴⁾ wird mitgetheilt, dass 1824 unter Dhangur Kulis, die auf einer Kaffeeplantage arbeiteten, sich zwei Personen, ein Mann und eine Frau, befunden hätten, die man Affenmenschen nannte. Sie verstanden nicht die Dhangursprache, sondern hatten eine eigene Mundart. Piddington beschreibt den Mann als klein mit platter Nase und merkwürdigen bogenförmigen Runzeln um die Mundwinkel und auf den Wangen, die wie Maultaschen aussahen. Auf seiner schwarzen rauhen Haut sprosste röthliches Haar, die Arme waren sehr lang. Durch Zeichen brachten die Kulis aus ihnen heraus, dass sie weit in den Gebirgen wohnten, wo einige Dörfer ihres Stammes ständen. Später erfuhr Piddington, dass Trail, der britische Bevollmächtigte von Kumaon, einen solchen Menschen, die in den Wäldern von Terai auf Bäumen leben, lebendig gesehen und vollkommen affenähnlich gefunden habe. Auch in Tschittagong soll es solche Wesen geben. Damit stimmt überein, was von Hügel⁵⁾ von den Bewohnern einiger Gebirgsgegenden Indiens berichtet hat, die er noch unter die Neuholländer, von denen er eine so traurige Schilderung giebt, stellt, weil sie es noch nicht zur Bildung einer Horde gebracht hätten und man kaum eine Familie vereinigt finde. Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet. Noch einmal

1) Ausland, 1862, Nr. 20. — 2) Report of the Brit. Assoc. for the Advanc. of Science, 1861. — 3) W. Earl, Native races of the Indian Archipelag., London 1853. — 4) Ausland, 1855, Nr. 50. — 5) Amtlicher Bericht der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag 1837, S. 44.

wurden wilde Menschen in Indien, die in den Dschungeln südlich von den Nilgerri-Gebirgen sich fanden, in ähnlicher Weise beschrieben¹⁾. Der Reisende fand zwei weibliche Wesen, die in einem hohlen Baume ihre Wohnung hatten, sie liessen ihn Anfangs zweifeln, ob es Affen oder Menschen seien; auffallend waren die kleinen lebhaften Augen, die sie oft geschlossen hielten und das runzlige Gesicht. Nach dem amerikanischen Reisenden Gibson leben auf der Insel Banca bei Sumatra in den Wäldern Heerden grosser wilder Affen und ein Menschenstamm, Orang Koobos genannt, der nackt ist und ganz behaart und eine nur unvollkommene Sprache hat. Die malayischen Bewohner Sumatras legen an den Grenzen des Waldes rothes Tuch und andere anziehende Gegenstände nieder, ziehen sich beim Erscheinen der Wilden aber zurück und finden an der Stelle Kampfer und Benzoe. Auch von den Weddahs auf Ceylon²⁾ wird erzählt, dass die arabischen Kaufleute ganz in derselben Weise einen stummen Handel mit ihnen führen, wie nach Herodot schon die Phönizier mit den Völkern der westafrikanischen Küste gethan. Gibson nennt noch einen Stamm, die Orang Gugur, die noch wilder seien, fast ganz ohne Kinn, mit haarigem Körper, ohne Waden, aber mit langen Fersen und noch längeren Armen, zurückliegender Stirn und vorstehenden Kinnbacken.

Es mag Manches in diesen Angaben über die körperliche Beschaffenheit und Affenähnlichkeit jener wilden Menschenstämme übertrieben sein, aber die Möglichkeit, dass sie durchaus wahr sind, kann nicht bezweifelt werden. Eine wissenschaftliche Untersuchung dieser uns noch so wenig bekannten und seltenen Ueberbleibsel der ältesten Bewohner Südasiens wird einmal darüber Licht verbreiten. Die alte und immer wieder auftauchende Sage von geschwänzten Menschen³⁾ beruht auf sehr zweifelhaften Zeugnissen, wiewohl eine Verlängerung der Wirbelsäule in einzelnen Fällen vorkommen kann. Bei den Nyam-nyams in Abyssinien hat der Zipfel des Lendenschurzes, den sie tragen, die Täuschung veranlasst. Auf den Sundainseln aber soll nach J. Kögel⁴⁾ diese Bildung wirklich häufig sein.

Es lässt sich nicht anders erwarten, als dass die Forschung eine der körperlichen Bildung entsprechende Seelenanlage bei den rohen Völkern finden wird. Hat nun der Geist der Wilden von den höheren Dingen auch nur unvollkommene Begriffe, wie die kindische Gespensterfurcht und der Glaube an böse Geister zeigen, auf den der grosse Einfluss ihrer Zauberer sich gründet, so besitzen sie doch eine Schärfe der sinnlichen Beobachtung, worin sie uns ohne Zweifel übertreffen. Der Australier bemerkt die frische Spur des Opossum an den Gummibäumen seines Landes, wo wir nichts finden würden. Der indianische Jäger unterscheidet mittelst des Geruchsinnens die verschiedenen europäischen Nationen und mit seiner feinschmeckenden Zunge jede frische Quelle des Waldes. Domenech, dem wir vortreffliche Schilderungen der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der nordamerikanischen Indianer verdanken, führt uns ein Beispiel von der Feinheit der Beobachtung derselben an. Einem Indianer wurde sein Wild in der Hütte gestohlen, er suchte sogleich nach dem Diebe und sagte: „ich weiss, dass der Dieb ein kleiner Mann ist, weil er Steine aufgeschichtet hat um den Ort erreichen zu können, wo ich mein Wild aufgehängt hatte; ich weiss, dass es ein

¹⁾ Ausland, 1860, Nr. 39. — ²⁾ Ausland, 1860, Nr. 11. — ³⁾ N. Acta Acad. C. Leop. Nat. Cur. 1860. — ⁴⁾ Ausland, 1858, Nr. 46, und 1862, Nr. 31.

Greis ist, weil ich beim Verfolgen seiner Spur im Walde gesehen, dass er nur sehr kleine Schritte machte und ich weiss, dass es ein Weisser ist, weil er beim Gehen seine Füsse auswärts wendete, was gegen den Gebrauch der Indianer ist; ich weiss, dass sein Gewehr kurz ist, durch das Merkmal, welches die Mündung des Laufes an der Rinde des Baumes hinterlassen hat, an den es angelehnt war; ich weiss aus den Spuren der Tatzen, dass sein Hund klein ist und aus der Spur, die er hinterliess, als er sich auf den Sand setzte, während sein Herr das Wild stahl, dass er kurzschwänzig ist. Es war also ein kleiner alter Mann von dem Stamme der Weissen, mit einer kurzen Flinte bewaffnet und von einem kleinen kurzschwänzigen Hunde begleitet.“ Würde bei uns ein gemeiner Mann so fein beobachten und schliessen? Diese lebendige Sinnesthätigkeit ist auch die Ursache der merkwürdigen Nachahmungsgabe, die den Reisenden oft bei wilden Völkern auffiel. Die Feuerländer oder Pesherschs sprechen nach Darwin die schwierigsten Worte europäischer Sprachen, die ihnen vorgesagt werden, sogleich nach und wenn einer der Matrosen zufällig hustete oder niessen musste, so hustete die ganze Schaar der Wilden auch oder machte das Geräusch des Niessens. In der guten sinnlichen Beobachtung liegt aber auch die Möglichkeit der Erziehung der Wilden, zumal ihrer Kinder, worüber zuverlässige und übereinstimmende Angaben gemacht worden sind. Lernen wir doch selbst in der Kindheit Alles durch Nachahmung, wie denn auch die Nachahmung menschlicher Geberden durch den Affen gerade ein Zeichen der hohen Organisation dieses Thieres ist. Nach Dr. Huggins, der sich viele Jahre auf St. Vincent aufhielt, stehen Negerknaben in Bezug auf Fähigkeiten weissen Kindern in keiner Hinsicht nach, im Gegentheil, sie scheinen im Allgemeinen in der Entwicklung vorgeschritten zu sein, weil sie mehr sich selbst überlassen sind und früher ihre eigenen Kräfte und Anlagen üben lernen. Dieselbe Beobachtung können wir bei den Kindern unserer Landleute oft bestätigt finden, wenn wir sie in den ersten Lebensjahren den Kindern gebildeter Eltern vergleichen. Dass das Unvollkommene früher reift, zeigen ja auch die Thiere, die sich schneller entwickeln als der Mensch. Rohrbach¹⁾ berichtet, dass in den Schulen von Trinidad die Knaben der Indianer in der Handschrift durch Sauberkeit und Zierlichkeit sowohl die schwarzen als die weissen Schüler übertreffen und in Allem, was durch Handarbeit geschieht, gewandter sind. Auch die Negerkinder in den Vereinigten Staaten lernen viel schneller als die der Weissen, bis auf den Unterricht in der Mathematik; auch lernen sie das Schreiben schwerer, ihre Finger sind dazu sehr ungeschickt. Auch Speke bewundert die Schnelligkeit, mit der Negerkinder lernen und die Schlagfertigkeit, mit der sie antworten. Nicht selten haben sich Beispiele auffallender geistiger Begabung bei tiefer stehenden Rassen gefunden, wie deren schon Blumenbach zusammenstellte. Der Botokude Guido Pocrane wurde der Glaubenslehrer seines Volkes, der Chirokese Sequoja erfand eine Sylbenschrift für seine Sprache, Ira Aldridge trat als Schauspieler auf allen Bühnen Europa's auf. Jetzt ist gar ein Neger, der Reverend Crowther Bischof für Westafrika geworden.

Bezeichnend für das innere Seelenleben der Völker sind die Vorstellungen, die sie sich von der Gottheit und dem künftigen Leben machen. Man hat einigen Wilden jede Spur von Religion absprechen wollen, aber selbst der gänzliche Mangel religiöser Gebräuche recht-

¹⁾ Ausland, 1858, Nr. 24.

fertigt diese Annahme nicht. Auch die alten Deutschen hatten keine Götterbilder und keine Tempel, weil sie ohne Kunst waren. Die dunkle Vorstellung von einem höchsten Wesen scheint sich bei allen Menschen zu finden, sie wird wohl auch den schwarzen Bewohnern der Andamaninseln sowie den Weddahs auf Ceylon, den Resten der Urbevölkerung des Landes, nicht fehlen. Bei den wildesten Buschmännern wie bei den Vandiemenländern ist es ein böser Dämon, den sie fürchten. Doch fand Nixon, der englische Bischof von Tasmanien, es unmöglich, diese, ihrer Geistesarmuth wegen, zum Christenthum zu bekehren und stand endlich nach vielen vergeblichen Versuchen davon ab. Die Pescherähs haben schon ein Wort für den Gott, den sie verehren, die Indianer Amerikas nennen ihn den grossen Geist und Livingstone rühmt die reinen Begriffe der Cafirs von der Gottheit. Kein Patagone isst oder trinkt etwas, nach Guinnard, der drei Jahre ihr Gefangener war, ohne zuvor mit dem Gesichte gegen die Sonne gekehrt, ein wenig von der Nahrung abgebrochen oder von der Flüssigkeit vergossen zu haben, wobei er folgendes Gebet spricht. „O Vater, grosser Meister, Herrscher der Welt, bitte, Geliebter, gieb mir alle Tage gute Kost, gutes Wasser und guten Schlaf. Ich bin arm, hast Du Hunger? Da ist eine armselige Kost, iss davon, wenn Du willst!“ Ist das nicht die Libation bei den Opfern des altrömischen Götterdienstes? Aber so nahe grenzt die Rohheit an die edlen Züge, die wir zuweilen in der Seele des Wilden finden, dass bei denselben Patagonen Vater und Mutter bei der Geburt eines Kindes über Leben und Tod desselben entscheiden, und in Folge dieser Berathung viele erdrosselt werden.

Die Bekehrung der Wilden ist nicht immer eine leichte Sache, denn die Geistesbildung fehlt, die dem wahren und fruchtbaren Christenthum auch in der Geschichte immer erst die Stätte bereitet hat. Ein Weib der wilden Ajetas auf den Philippinen sagte: „wie soll im Himmel ein Gott sein können, da der Stein, den ich emporwerfe, wieder herabfällt?“ Die Eskimos widerstanden lange den Bemühungen der Missionäre aus der Brudergemeinde, die 1721 die erste Mission in Grönland gründeten. Sie erklärten ihre Abneigung mit den Worten: „zeigt uns den Gott, den Ihr beschreibt, dann wollen wir an ihn glauben und ihm dienen; Ihr schildert ihn zu hoch und unbegreiflich, wie sollen wir zu ihm kommen? Auch wird er sich nicht um uns kümmern; wir haben ihn angerufen, wenn wir krank und hungrig waren, aber es ist, als wenn er uns nicht hören wollte. Euer Himmel, Eure geistigen Freuden und Eure Seligkeit mögen für Euch gut genug sein, aber für uns würde das langweilig sein; wir müssen Seehunde, Fische und Vögel haben, denn unsere Seele kann ebensowenig ohne sie leben als unser Körper; wir wollen zu Torngarsuk hinuntergehen, dort werden wir Ueberfluss an Allem finden, ohne die geringste Mühe!“ Möllhausen¹⁾, der den Indianer gegen die Rohheiten des weissen Mannes vertheidigt, fragte einen Delawaren, warum er keine der vielen christlichen Kirchen in seiner Nähe besuche. Lächelnd antwortete der Jäger: „Zu viel Lügen in weissen Mannes Bethaus, sagen: sollst nicht stehlen, stehlen aber Indianers Land, sagen: liebe deinen Nächsten, wollen aber nicht zusammen mit Neger beten; viele Kirchen hier, Methodisten, Katholiken, Protestanten, Presbyterianer, Alle sagen: selbst allein gut, andere Kirchen falsch. Indianers Kirche, Wald und Prärie ist gut, Wald und Prärie

¹⁾ B. Möllhausen, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas. Leipzig 1860.

nur eine Zunge!“ Ein Häuptling der Gallasneger sagte geradezu dem Missionär Krapf: Wir haben keine Ursache, uns zu der christlichen Religion zu bekehren, weil wir nicht sehen, dass ihre Bekenner besser sind als wir.“ Wie oft verdienten nicht die Europäer dieses strenge Urtheil der einfachen Söhne der Natur, wenn sie durch ihre Schandthaten und ihr schlechtes Beispiel sich selbst um allen Einfluss gebracht haben, den sie auf jene hätten üben können. Merkwürdig ist auch die Hartnäckigkeit, mit der einige dieser Völker, wie die Indianer des tropischen Amerika, nach von Scherzer, an ihrem alten Heidenglauben hängen, wiewohl sie seit 300 Jahren dem Namen nach Christen geworden sind. Noch jetzt verstecken sie unter den christlichen Altären, vor denen sie beten, ihre Götzenbilder. Dass auch Missionäre in blindem Glaubenseifer wahren Menschenraub geübt, davon erzählt uns Alex. von Humboldt ein das Gefühl empörendes Beispiel. Ein Missionär von San Fernando hatte seine Indianer an den Guaviare auf einen feindseligen Streifzug geführt, in einer Hütte trafen sie eine Mutter mit drei Kindern an, der Mann war auf dem Fischfang. Sie suchte mit ihren Kindern zu entfliehen, hatte aber kaum die Savane erreicht, als sie eingeholt und mit ihren Kindern geknebelt an das Ufer geschleppt und nach San Fernando gebracht wurde. Man hoffte, sie würde den Weg zu Lande in ihre Heimath nicht finden, aber das Mutterherz sehnte sich auch nach den anderen Kindern und in der Verzweiflung machte sie mehrere Fluchtversuche, wurde aber immer wieder eingefangen und gezüchtigt und endlich von den Kindern getrennt den Atabazofluss hinauf in die Missionen am Rio negro geführt. Locker gebunden, ihr Schicksal noch nicht kennend, sass sie im Vordertheil des Fahrzeugs. Es gelang ihr die Banden zu sprengen, sie stürzte sich in das Wasser und schwamm dem linken Ufer des Flusses zu, wo die Strömung sie an eine Felsenwand trieb und sie sich in ein Gebüsch versteckte. Aber das unglückliche Weib wurde zurückgebracht, gepöbelt und, die Hände auf den Rücken gebunden, in die Mission von Gavita geschleppt. Nur den einen Drang fühlend, ihre Kinder zu befreien und sie den anderen in der Heimath wieder zuzuführen, wagte sie das scheinbar Unmögliche. Sie war unbewacht; da ihre Arme bluteten, hatten die Indianer der Mission aus Mitleid ihre Banden heimlich gelockert; mit den Zähnen zerbiss sie dieselben vollends, und war am frühen Morgen verschwunden. Nach vier Tagen wurde sie in der Nähe von San Fernando gesehen, wo ihre Kinder in der Mission gefangen waren und wurde wieder ergriffen. Sie hatte die Wälder in der Regenzeit durchheilt, wo die Nächte finster, und die Flüsse, die einzigen Verbindungswege von Dorf zu Dorf, aus den Ufern getreten waren, sie hatte oft schwimmen, oft das stachelichte Schlinggewächs des Bodens blutend durchbrechen müssen, sie hatte sich nur von grossen schwarzen Ameisen genährt. Der Missionär lohnte ihren grenzenlosen Muth verzweifelter Mutterliebe damit, dass er sie nach einer Mission am oberen Orinoko bringen liess, wo sie ohne Hoffnung, ihre Kinder je wiederzusehen, jede Nahrung verschmähend sich den Tod gab. Humboldt betrachtete den Felsen am westlichen Ufer des Atabazo, wo das Weib sich zu retten gesucht hatte, mit Rührung, man nennt ihn den Felsen der Mutter. „Wenn der Mensch in diesen Einöden“, ruft Humboldt aus, „kaum irgend eine Spur seines Daseins zurücklässt, so wird durch den Namen dieses Felsen, eines unvergänglichen Denkmals der Natur, das Gedächtniss der sittlichen Verkehrtheit unseres Geschlechtes, die Erinnerung an den Gegensatz der Tugend der wilden und der Barbarei der gesitteten Menschen aufbewahrt. Hier lebt das Gedächtniss eines Opfers der Bigotterie und Rohheit

elender Menschen, die sich Diener einer Religion nannten, welche Nächstenliebe zu einem ihrer ersten Gebote macht.“ Capitän Snow ¹⁾ berichtet, dass auf den Falkland-Inseln englische Missionäre den feuerländischen Müttern ihre Kinder abschwatzen, um sie zu erziehen. Aber auch die Wilde hat ein Mutterherz, und wenn sie sich durch Geschenke hat verleiten lassen, so bleibt die Reue nicht aus. Vor Kurzem wurde die Mannschaft eines Schooners an der Küste niedergemacht und die Wilden erklärten den zu ihrer Bestrafung abgesandten Kriegsschiffen, dass sie nichts mit den Weissen zu thun haben wollten, die ihre Kinder stehlen.

Die so allgemein geübte Sorgfalt roher Völker bei der Bestattung der Todten, denen man nicht nur Speisen und Waffen, sondern oft auch die geopfertem Weiber und Diener mit in das Grab gab, zeigt uns, wie leicht dem menschlichen Denken der Glaube an eine künftige Fortdauer sein muss, wenn selbst der Wilde den Tod nur für einen Uebergang in ein anderes Leben hält. Australier begraben ihre Todten nach Sonnenuntergang; beim ersten Stern, der sichtbar wird, ruft der Priester: „Seht, dort wandelt er mit seinem Feuerstab!“ Die Bewohner der Gesellschaftsinseln halten die Sterne für die Seelen der Abgestorbenen und geben ihnen die Namen ihrer Lieben; eine Sternschnuppe ist eine vom bösen Geiste verfolgte Seele, die sich auf die Erde flüchtet. Die Delawaren sagten zu Loskiel: „Indianer können nicht für ewig sterben, denn selbst das indische Korn lebt wieder auf und wächst von Neuem!“ Und ist es nicht tief gedacht, wenn die Sprache der Aminos die Seele und den Schatten mit demselben Worte bezeichnet!

Aber dieselben Völker, in deren Seele eine über das Irdische hinausgehende Ahnung lebt, haben kein Gefühl der eigenen Niedrigkeit, wenn sie wie das Thier das Fleisch und Blut des erlegten Feindes verzehren. Es giebt nichts Abstossenderes und unser menschliches Gefühl mehr Beleidigendes in der Lebensweise wilder Völker als die Menschenfresserei, die man als die tiefste Entartung der menschlichen Natur zu bezeichnen pflegt. Das Urtheil Alexanders von Humboldt ist wohl zu mild ausgefallen, wenn er meint, dass es sich damit ebenso verhalte, wie wenn uns, im gesitteten Europa, ein Bramine vom Ganges über unsern Genuss des Thierfleisches Vorwürfe machen wollte, denn vom Thiere essen und vom Menschen essen ist doch ein gewaltiger Unterschied. Nicht überall ist die grausige Sitte ein Zustand ursprünglicher Rohheit, sondern zuweilen eine spätere Ausartung. Die Neuseeländer sollen nach Hochstetter erst dann dazu gekommen sein, als die grossen Vögel ihres Landes ausgerottet waren. Die Schweine, die schon Cook einführte und das Christenthum sollen die Unsitte vernichtet, der letzte Fall sich 1843 ereignet haben. Aber im Juli 1865 traf die Nachricht in England ein, dass der Missionär Dr. Volkner von den Maoris grausam ermordet worden sei. Sie warfen seine Eingeweide den Hunden vor, tranken sein Blut und vertheilten Herz und Leber und andere Theile seines Körpers untereinander zu kannibalischen Schmausereien. Wie die Noth des Lebens zuletzt zu diesem Mittel greift, dafür giebt es in allen Ländern und Zeiten, in Hungerjahren, bei Belagerten wie bei Schiffbrüchigen entsetzliche Beispiele. Der Kannibalismus herrschte aber auch, als sicheres Zeichen ihrer Wildheit, bei fast allen alten Völkern Europa's, er war in Amerika sehr verbreitet, wo der Stamm der Atacapas daher seinen Namen hat und Alex. von Humboldt noch am Cassi-

¹⁾ Ausland, 1861, Nr. 16.

quiere von einem Alkaden hörte, der wenige Jahre zuvor eine seiner Frauen gemästet und gegessen hatte. Unter den Südseevölkern, aber auch in Brasilien, im westlichen Afrika, selbst in Indien herrscht er noch jetzt. Die Bewohner der Fidschiinseln richten nach Matthew sogar ihre Kinder ab, die Kinder der gefangenen Feinde niederzumetzeln. Sie werden als die geistig begabtesten und zugleich als die blutdürstigsten Oceanier bezeichnet. Die Sklaven werden in dem Grunde des Hauses, das man für ihren Herrn baut, lebendig begraben, sie werden bei seinem Leichenbegängniß in Masse erwürgt, und man bedient sich ihres Leibes als lebender Walzen, wenn ein Kriegskanot ins Meer gelassen wird. In dem Bezirk Drekete soll die ganze unterste Kaste der Bevölkerung ausschliesslich zu Menschenopfern und zur Nahrung für die öffentlichen Mahlzeiten bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt sein. Das Leben dieser Unglücklichen ist so elend, dass sie nicht nur mit Ergebung, sondern selbst mit einer Art Zufriedenheit ihrem Ende entgegensehen. Bakola heisst hier Leichnam und Esswaare. Ein menschlicher Leib, gebraten und zugerichtet, wird als eines der schönsten Geschenke betrachtet, die man Freunden anbieten kann. Man bringt den Leichnam in sitzender Stellung in eine Sänfte, die Glieder sorgfältig gebogen und angebunden, das Gesicht roth bemalt, den Kopf mit Federn geziert, in den Händen ein Stock oder Fächer, so wird er an den Ort seiner Bestimmung getragen ¹⁾. Nach einem vor zehn Jahren über diese Inseln gegebenen Berichte ²⁾ lebten die Wesleyanischen Prediger daselbst schon mehrere Jahre hindurch unter dem blutgierigsten Volke des Erdballs und nie hatten sie sich über die geringste Beleidigung zu beklagen. Die Sicherheit, deren sie sich erfreuten, war so gross, dass zwei muthige Frauen, würdige Gefährtinnen dieser Prediger, die Mistress Lyth und Calvert, als sie eines Tages erfuhren, dass mehrere Kriegsgefangene erwürgt und auf einer ihrer Wohnung nahe gelegenen Insel verzehrt werden sollten, einen Kahn bestiegen und allein an den Ort sich wagten, wo die Opferung vor sich gehen sollte. Sie kamen spät aber nicht ganz zu spät. Schon zehn Opfer waren gefallen und nur drei noch am Leben. Die beiden englischen Frauen traten kühn vor die Versammlung und forderten Schonung für die überlebenden. Der Häuptling der Kannibalen ward von Staunen ergriffen über ihre Unerschrockenheit und bewilligte augenblicklich die Forderung. „Es sei,“ rief er aus, „die Todten sind todt, die Lebenden aber sollen leben.“ B. Seemann ³⁾ erzählt, dass in Somosomo, dem verrufensten Orte der Fidschiinseln seit drei Jahren kein Mensch mehr gegessen worden, und die Königin eine andächtige Christin sei. Auch in der Hauptstadt Bau habe seit 1854, Dank den Wesleyanern, der Kannibalismus aufgehört. Seemann sah noch die grossen eisernen Töpfe, in denen die menschlichen Opfer gebraten wurden. Wie unsicher aber solche Erfolge sind, lehrt die neueste Mittheilung von C. A. Egerström ⁴⁾, der seit fünf Jahren auf den Fidschiinseln lebt, die ganz von den Europäern verlassen sein sollen. Sie zählen 300,000 Einwohner, die sich nun selbst überlassen sind. Kaffe- und Baumwollpflanzungen stehen wegen Mangel an Arbeitern still und die Bergstämme führen Krieg mit den Küstenstämmen. Die gefangenen Feinde werden zerhackt und in Oefen gebraten und gegessen. Der Lärm bei diesen Festen peinigte das Ohr des Berichterstatters bei Tag und Nacht. Unter den Neukaledoniern ge-

¹⁾ Aus dem Quarterly Review, Ausland, 1855, Nr. 20. — ²⁾ Ausland, 1855, Nr. 17. — ³⁾ Ausland, 1861, Nr. 13 und 15. — ⁴⁾ G. Westermann's Illustr. deutsche Monatshefte. September 1864.

lang es den Franzosen, welche 1853 die Insel besetzten, bisher nicht, das Uebel auszurotten; diese haben erklären müssen, dass jeder Fall von Menschenfresserei mit dem Tode bestraft werden würde. Als ein sicheres Mittel zu seiner Abschaffung hat sich bereits an mehreren Orten die Einführung thierischer Nahrung gezeigt, so auf Neuseeland wie bei den Botokuden. Entschuldigte sich doch ein vornehmer Häuptling in der Südsee bei einem englischen Capitän, der ihm Vorwürfe gemacht hatte, mit den Worten: „Ihr habt gut reden, Ihr habt in Eurem Lande Ochsen so viel Ihr wollt, wir haben keinen andern Ochsen als den Menschen.“ Für solche Länder ist deshalb das Schwein, dessen Verbreitung kein Hinderniss im Wege steht, ein wahres Culturthier geworden. Wie aber dergleichen Gebräuche, vor denen wir schauern, von den Völkern, die sie üben, mit ganz andern Gefühlen betrachtet werden, mag der Fall lehren, den Reade erzählt. Ein Neger eines westafrikanischen Stammes weinte, als er fern von der Heimath dem Tode nahe kam, bitter darüber, dass sein Körper von den Würmern gefressen werden würde, anstatt dass er seine Freunde und Verwandten nähren sollte. Sobald aber rohe Völker dieser Unsitte entsagt haben, schämen sie sich derselben auch und läugnen in der Regel dann, dass ihre Vorfahren je dergleichen gethan. Viele Negerstämme des innern Afrika behaupten, dass der ihnen gemachte Vorwurf der Menschenfresserei nur eine Erfindung der Sklavenjäger sei. Nach Magyar schlachten indessen die Biheneger ihre Gefangenen und essen das Fleisch, nach du Chaillu sind die Fanneger östlich vom Gaboon Kannibalen. Als Forster Zeuge der Menschenfresserei auf Neuseeland war, zeigte ein junger Mann von den Gesellschaftsinseln einen edleren Abscheu vor diesem Schauspiel, dem die Bewohner seines Landes schon entwachsen waren, als selbst die Schiffsmannschaft, er lief davon und erleichterte sein Herz in Thränen. Nicht immer finden sich diese blutigen Schauspiele bei den rohesten Völkern, sie scheinen vielmehr oft sich als uralte Gebräuche erhalten zu haben oder haben gar eine gottesdienstliche Bedeutung. Kaum mag es ein schauderhafteres Fest geben als das, welches die Battas auf Sumatra feiern. Sie verurtheilen ihre Kriegsgefangenen oder Verbrecher, lebendig verzehrt zu werden, wie im Jahre 1847 noch Junghuhn¹⁾ berichtet hat. Das Schlachtopfer wird an einen Pfahl gebunden, ein Radscha zieht sein Messer und schneidet vom Leibe des Verurtheilten das erste Stück ab, jubelnd hält er es empor und saugt mit von Wollust funkelnden Augen etwas von dem ausfließenden Blut; darauf tritt er zu einem der Feuer, um das Stück Fleisch ein wenig zu rösten und verschlingt es gierig. Jetzt fallen alle Anwesenden über das blutende Schlachtopfer her, dem sie das Fleisch von den Knochen lösen, am Feuer rösten und mit etwas Salz und Pfeffer verzehren, wobei sie das Jammergeschrei des Unglücklichen, der mit noch nicht gebrochenen Augen Stücke seines Körpers braten und essen sieht, nicht zu rühren scheint. Das Gerippe wird endlich eingescharrt. Die Battas²⁾ sollen keine echten Malayen, sondern indoeuropäischen Ursprungs sein und ihr Naturkultus wird für älter als die Religionen des Brahma und des Buddha gehalten. Kein Europäer ist in das Innere des Battalandes vorgedrungen. F. Epp³⁾ schildert sie als stark gebaut und kriegerisch aber auch in Kunstfertigkeiten geübt, sie schmelzen Metalle, arbeiten in Eisen und Kupfer und schreiben auf Bambus. Er hofft in nächster Zeit das Aufhören des entsetzlichen Gräuels.

¹⁾ Junghuhn, die Battaländer auf Sumatra. Berlin 1847. — ²⁾ Ausland, 1860, Nr. 32. — ³⁾ Ausland, 1861. Nr. 30.

Mit dem Kannibalismus verwandt und wahrscheinlich im Ursprung damit zusammenhängend ist das Menschenopfer, ein gottesdienstlicher Gebrauch bei rohen Völkern, dessen Spur bei allen Völkern des Alterthums sich findet. Nach J. Caesar¹⁾ brachten die Britannier Menschenopfer. Selbst germanische Stämme opferten ihre Gefangenen dem Odin bis ins achte Jahrhundert. In Schweden wurde geloost, wer der Gottheit zu Ehren geopfert werden solle und das Loos traf oft die Könige. Ein Menschenopfer bei den Russen der Wolga im Jahre 922 beschrieb der arabische Reisende Ibn Fosglan als Augenzeuge sehr umständlich; es wurde ein junges Mädchen bei der Bestattung eines vornehmen Mannes auf eine empörende Weise getödtet. Ein anderer Araber sagt von den heidnischen Slaven, dass, wenn ihre Könige sterben, mit ihnen Knechte, Mägde, Weiber und Alle, die zu ihrer nächsten Umgebung gehören, der Schreiber, Wesir, Trinkgenosse und der Arzt verbrannt werden²⁾. Bei der Einweihung des grossen Tempels von Mexico im Jahre 1486 sollen 72,000 Menschen von den Priestern geschlachtet worden sein. Aehnlich sind die Menschenschlächtereien bei den Festen der Könige von Dahomey, die, wie man sagt, nur zur Unterhaltung des Volkes dienen und deren Abstellung den dringenden Forderungen der Engländer bisher nicht gelungen ist. Als Giraud 1836 dem Feste des Königs zu Dahomey beiwohnte, wurden nur fünf- bis sechshundert Menschen getödtet; einige wurden enthauptet, andere, welche man von einer hohen Mauer herabstürzte, mit Bajonetten aufgefangen, Alles zur Belustigung. Nach dem West-African Herald von 1861 wurden bei dem grossen Todtenopfer, welches der König den Manen seines Vaters darbrachte, 2000 Menschen hingeschlachtet, Andere geben sogar 7000 an. Ausführlich ist der Bericht des holländischen Kaufmanns Euschart an das Missionshaus von Popo über seinen Aufenthalt in Dahomey³⁾. Am ersten Juli wurde er vom Könige selbst empfangen. Derselbe sass auf einer Plattform vor seinem Palaste, umgeben von Amazonen, drückte ihm nach europäischer Sitte die Hand und unterhielt sich mit ihm in portugiesischer Sprache. Hierauf wurde ihm angedeutet, sich nach seinem Hause zu begeben und es während der folgenden drei Tage nicht zu verlassen. Am 5. Juli wurde er wieder nach dem grossen Platze geführt, woselbst die Nacht über viele Menschen geschlachtet worden waren. Das erste, was er sah, war die Leiche eines Missionärs aus Sierra Leone, Namens William Doherty. Sie war an einem Baume gekreuzigt und zwar mit einem Nagel durch die Stirn, einem andern durch die Brust und je einem durch Hände und Füsse. Unter dem linken Arme steckte des Gemordeten grosser baumwollener Regenschirm. Der König sass wieder auf der Plattform, von wo er kriegerische Reden hielt, vor ihm eine ganze Reihe frisch abgeschlagener Köpfe und der ganze Platz mit Blut überschwemmt. Wieder wurde Herr Euschart nach seiner Wohnung geleitet mit der Mahnung, dieselbe nicht vor Sonnenuntergang zu verlassen und nicht auf die Strasse zu schauen. Am 10. brachte man ihn wieder auf den Marktplatz vor den König. Dieses Mal wurden drei Ischaga-Häuptlinge vor seinen Augen geköpft. Hierauf wurden vierundzwanzig Körbe herbeigeschleppt, in deren jedem ein Gefangener so untergebracht war, dass nur sein Kopf herauschaute. Die Körbe stellte man erst vor den König, dann warf man sie der heulenden und tanzenden Volks-

1) Caesar, de bello gall. VI. 16. — 2) J. Grimm, Ueber das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850. —

3) Kölnische Zeitung, 19. October 1862.

masse zu, welche rasch mit den Köpfen der Unglücklichen fertig wurde. Wer einen Korb erhaschte und einen Kopf abhieb, erhielt ungefähr zwanzig Silbergroschen Belohnung. Am 11. gab es ähnliche Scenen. Dann feierten die Opfer zehn Tage lang, scheinen jedoch während der Nächte fortgesetzt worden zu sein. Die grösste Schlächtereier fand am 22. Juli statt. Es waren vor dem Palaste zwei Estraden errichtet worden, auf deren jeder sich sechszehn zum Opfer bestimmte Menschen und vier Pferde befanden. Auf einer dritten, im Innern des Palastes errichteten, befanden sich sechszehn Frauen, vier Pferde und ein Alligator. Alle waren Leute aus Sierra-Leone, die in Ischaga gefangen worden waren. Europäisch gekleidet sassen je sechszehn gebunden um einen Tisch. Sie mussten auf des Königs Gesundheit trinken, welcher seine Armee, 40,000 Mann und 10,000 Amazonen mit 24 Geschützen, Revue passiren liess und ihnen neue Beutezüge versprach. Den Schluss bildete die Abschachtung der Gefangenen und der Thiere, wobei sorgfältig darauf gesehen wurde, dass sich das Blut aller dieser Opfer mische.

Die Menschenopfer bei der Leichenfeier waren im alten Europa eine ganz allgemeine Sitte, deren allmäliges Verschwinden sich durch die Jahrhunderte verfolgen lässt. Früher folgten auch bei den Galliern die Knechte ihren Herren auf den Scheiterhaufen, was zu Caesar's Zeit schon abgestellt war¹⁾. In der Edda werden auf Sigurds und Brunhildes Scheiterhaufen Diener, Mägde, Hunde und Falken verbrannt. Von den Wenden erzählt Bonifacius um das Jahr 745, dass die Frau unter ihnen gepriesen werde, welche sich selbst tödte, um mit ihrem Manne verbrannt zu werden. Bei den Polen wurde noch im zehnten Jahrhundert die Frau enthauptet und mit verbrannt. Nach Guagnini, der lange bei den Sarmaten lebte, wurden noch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in einigen Gegenden dieses Landes an den Grenzen von Kurland vornehme Todte mit ihren liebsten Kostbarkeiten, Pferden, Waffen, zwei Jagdhunden, einem Falken und einem treuen lebenden Diener verbrannt. Die Freunde und Verwandten dieses letzteren wurden dafür reich beschenkt.

Die Wittwenverbrennungen in Indien, von denen Strabo sagt, sie seien nöthig geworden um die Vergiftungen der alten Ehemänner unmöglich zu machen, sind das Ueberbleibsel derselben uralten Sitte, die aber, Dank dem kraftvollen Einschreiten der Engländer, was zuerst durch Lord Bentinck geschah und durch die Bemühungen aufgeklärter Indier, von denen einer, Bobu Mon Loll Sil 20,000 Rupien dem versprach, welcher mit dem Beispiele, eine Hinduwittwe zu heirathen, seinen Landsleuten vorangehen würde, nun wohl für immer abgeschafft ist. In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vom 20. April 1850 sprach Wilson über die Menschenopfer und bezeichnete sie als einen Bestandtheil der alten indischen Religion bereits zur Zeit der Zusammensetzung der Brahmana. Diese, ein wesentlicher Theil der Weda, sollen älter als das Ramayana und Mahabharata und wahrscheinlich 500 Jahre vor Christus entstanden sein. Die Häuptlinge der Sikh's erklärten sich 1853 für das Aufhören derselben, das letzte, das ein Deutscher als Augenzeuge beschrieb, fand noch im Jahre 1850 am 17. August auf der Sundainsel Bali statt²⁾. Bei der Verbrennung der Leiche des Dewa Argo, Oberpriesters und Radschahs von Konkong stürzten sich seine sieben Frauen mit in die Flammen, jede mit einer Taube auf dem Kopfe, die, wenn sie über die Gluth davon fliegt,

¹⁾ Caesar, de bello gall. VI. 19. — ²⁾ Ausland, 1852, Nr. 10.

den Malayen ein Sinnbild der aufwärts entfliehenden Seele ist. Bei den Indianern Amerika's ist seit langer Zeit diese Selbstaufopferung nicht mehr üblich, aber die älteren Schriftsteller Peter Martyr, Clavigero und Herrera sprechen davon, dass, wenn ein Häuptling sterbe, viele sich mit ihm tödten, um mit ihm im Himmel zu sein und ihm zu dienen. In den Gebräuchen der Bewohner der Vankowerinsel an der Westküste Amerika's erkennt man noch eine Andeutung derselben Sitte¹⁾. Beim Verbrennen eines Häuptlings müssen sich die Wittwen mit auf den Holzstoss legen, bis der Priester ihnen erlaubt, sich wieder zu erheben, dann müssen sie die Knochen aus der Asche sammeln und drei Jahre lang Tag und Nacht in einem Bündel auf dem Rücken tragen, worauf sie wieder heirathen dürfen. Auf den Fidschiinseln wie auf den neuen Hebriden werden beim Tode eines Häuptlings seine Frauen mit erdrosselt. Die Häuptlinge der Insel Bau hatten ihren Nebenbuhler erschlagen und wollten ihn ihren Hass noch dadurch fühlen lassen, dass seine Wittwe ihn überleben musste. Diese treue Gattin aber wollte nicht geschont sein; „herbei,“ rief sie, „erdrosselt mich rasch, damit ich mich wieder mit ihm vereinige und ihn tröste, er braucht zu essen“.

Kinder wurden, wie im Hochlande von Guatemala²⁾, so in Indien von den wilden Urbewohnern des Landes, den Khonds, noch in den letzten Jahren geopfert. Capitän Campbell befreite um das Jahr 1835 mehr als hundert Meriahs, so heissen die Opfer, welche zur Erzielung günstiger Ernten der Erdgöttin dargebracht werden, und rottete die Unsitte auch bei anderen Stämmen aus. Es werden besonders weibliche Kinder, die in den Bezirken von Suradah und Radschputana überhaupt alle getödtet zu werden pflegen, geschlachtet oder auch den Raubthieren ausgesetzt, was zuerst durch Lord Wellesley verboten wurde. Noch geschieht es häufig, aber die englische Regierung ist wachsam. Vor einigen Jahren waren, wie Capitän A. C. M'Neill berichtet, die Khonds von Dschaypur unzufrieden damit, dass die Menschenopfer abgeschafft waren, denn es hatte in den letzten drei Regenzeiten wenig geregnet und das Vieh litt durch Futtermangel. Die Khonds wandten sich an den Pat Radschah von Tuamul und baten um ein Meriah; er weigerte sich dem zu willfahren, bot ihnen aber Büffel und Schaaf zum Opfern an. Die Khonds wiesen das Anerbieten mit Verachtung zurück und beschlossen um jeden Preis beim nächsten Vollmond eine öffentliche Opferung vorzunehmen. Ein Khond verschaffte zu diesem Zwecke eine für fünf Rupien gekaufte Ackerklavin, eine ältliche Frau, die schwer gefesselt nach einem Dorfe gebracht und, als der Radschah einen Versuch sie zu befreien gemacht hatte, im Gebirge versteckt wurde. Der Radschah schickte darauf einen Eilboten an den Regierungsbeamten und binnen einer Stunde zog ein Trupp von 50 Soldaten unter einem sicheren Führer ab, marschirte 52 englische Meilen in 38 Stunden auf sehr rauhen Bergfaden und erreichte den Schauplatz der beabsichtigten Opferung, die 4000 Fuss hohe Hochebene von Tuamul im Augenblicke als die alte Frau nach dem Opferpfahl gebracht wurde. Die versammelten Khonds, wenigstens 5000 Mann an Zahl, setzten sich zur Wehre und wollten ihr Vorhaben mit Gewalt ausführen, und nicht ohne Kampf gelang es, die Mordthat zu verhindern. M'Neill giebt der Regierung den Rath, jährlich den angesehensten Männern in jenen Dörfern, wo die Seelenzahl beider Geschlechter im richtigen Verhältniss zu einander steht, irgend ein Zeichen ihrer Gunst zu

¹⁾ Ausland, 1861, Nr. 34. — ²⁾ Ausland, 1856, Nr. 18.

verleihen. Im Jahre 1860 wurden dreissig dem Tode geweihte Opfer in den Berggegenden von Orissa gerettet. J. Campbell¹⁾ zählt in Khondistan von 1837 bis 1854 nicht weniger als 1506 Meriahs, die vom Tode erlöst wurden, die Zahl der jährlichen Opfer daselbst schätzt er auf 150! Als im Jahre 1837 die Häuptlinge den Schwur leisteten, den Gebrauch abzuschaffen, wurden in Gumsur 100 Meriahs freigelassen. Nach Campbell werden die zum Opfer bestimmten Kinder aus ihrem heimathlichen Dorfe in ein anderes verkauft. Vor der blutigen Handlung wird das Opfer mit Palmwein bis zur Betäubung trunken gemacht und dann in Schweineblut ertränkt oder zwischen zwei Bambusstämmen zerquetscht. Also ein Gefühl der Menschlichkeit fehlt nicht, die Qualen des Todes zu mildern. Ist das Opfer vollbracht, so schneiden Alle sich ein zuckendes Stück Fleisch ab, um es auf ihren Feldern zu begraben. Sollen wir es zugeben, dass nur ein räthselhafter Trieb unseres Geschlechtes, zur Sühne ein Geschöpf seines Gleichen zu opfern, der unheimliche Antheil der gesammten Menschheit gewesen, so dass ohne ein Menschenopfer keine Erlösung gedacht werden konnte, oder ist es nicht vielmehr leicht begreiflich, dass, wenn bei der schwachen Erkenntniss und Auslegung der natürlichen Dinge Krankheit und Tod und jede Plage nur für Strafen des rächenden Gottes gehalten werden, die Menschen sich selbst eine Strafe auferlegen, das Liebste hingeben, ein blühendes Leben opfern, um den zürnenden Gott zu versöhnen? Mit der ächten Geistesbildung, die der Europäer jetzt in alle Länder trägt, kommen andere Anschauungen und eine würdigere Gottesverehrung. Seit 25 Jahren rollt auch der Wagen des Dschaggernauth an der Küste von Orissa nicht mehr über Menschenleiber, die sich ihm entgegenwarfen, um unter ihm zermalmt zu werden. Es fehlt nicht an Erfahrungen, die zeigen, wie solche grausamen Gebräuche allmählig gemildert wurden. Speke, der Entdecker der Nilquellen, fand einen Negerstamm, bei dem, wenn ein Krieg beginnen soll, ein Kind geopfert wurde; oft begnügte sich aber das Volk mit einer Ziege. Wer denkt dabei nicht an das Opfer der Iphigenia in Aulis, die von der Göttin Artemis gerettet wurde, indem diese eine weisse Hirschkuh an ihre Stelle brachte.

Sollen wir uns nicht nach dieser Betrachtung blutiger Schauspiele an einigen Zügen der Menschlichkeit wieder erfreuen, die in dem Bilde, das wir uns von den wilden Völkern entwerfen, nicht fehlen dürfen? Muth und Tapferkeit, Treue und Dankbarkeit, Gefühle der Freundschaft und Liebe mischen sich nicht selten in der Seele des Wilden mit seinen rohen Trieben und bringen sie zum Schweigen. In seinen Winterlagern, sagt von Schönau²⁾, in der Abgeschiedenheit seiner Wälder muss man den Indianer beobachten, da ist er ganz anders, gesellig, gastfrei und heiter, er fühlt eine Sicherheit, die ihm in jeder andern Lage fremd ist. Wie rührend ist es, dass die Indianer nicht gern den Platz verlassen, wo einer der Ihrigen gestorben ist. Als die Pocken auf der Vankowerinsel herrschten³⁾, näherten sich die englischen Officiere einem solchen Dorfe, aus dem die Lebenden entflohen waren; in jeder Hütte fand man unter dem Fussboden einen oder zwei, zuweilen aber vier oder fünf Männer, Frauen und Kinder begraben. Wie muss die Krankheit in diesen verpesteten Räumen gewüthet haben! Man legte die Brandfackel an diese Wohnungen und streute ungelöschten Kalk über die ganze Bodenfläche des Lagerplatzes. Nun begreift man, wie die Mandanen am westlichen

¹⁾ Athenaeum, 1863, Nr. 1881. — ²⁾ Ausland, 1857, Nr. 36. — ³⁾ Ausland, 1862, Nr. 45.

Ufer des Missouri 1838 an den durch Pelzhändler bei ihnen eingeschleppten Blattern vollends aussterben konnten. Ist es nicht ein Beispiel edelsten Muthes, wenn ein Häuptling der Tschippewäs, ein Greis, sich für seinen von den Fuchsindianern gefangenen Sohn zum Tausche anbietet mit den Worten: „Mein Sohn hat erst wenige Winter gesehen, seine Füße haben noch nie die Pfade des Krieges betreten; meine Haare sind weiss und ich habe über den Gräbern der Meinigen viele den Schädeln Eurer Krieger geraubte Haupthaare aufgehängt; zündet daher lieber das Feuer um mich an und sendet meinen Sohn in meine Hütte zurück!“ Er liess sich lebendigen Leibes verbrennen, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Unter den Choctaws sollte ein Mörder sterben, sein Bruder sah ihn zittern und sprach: „Du fürchtest den Tod, Sorge für die Meinen, ich sterbe für Dich!“ Sogleich ward er erschlagen.

Vieles scheint bei rohen Völkern Grausamkeit, was nur Folge der Noth ist. Wenn in Australien der lebende Säugling mit der gestorbenen Mutter begraben wird, so geschieht es, weil es kein Mittel giebt, diesen am Leben zu erhalten. Die armen Stämme im Nordwesten der Vereinigten Staaten geben auf ihren Zügen die schwachen Greise dem Hunger Preis. Diese selbst wünschen es und nehmen mit rührenden Worten von den Freunden und Kindern Abschied. In den von Wenden bewohnten Gegenden Norddeutschlands heissen kleine Waldungen die Jammerhölzer, in ihnen sollen der Sage nach ehemals altersschwache Eltern, sobald ihnen die Kraft zu arbeiten fehlte, von den eigenen Söhnen erschlagen und begraben worden sein. Bei den Herulern wurden nach Procopius die alten Leute verbrannt, die Weiber derselben mussten den Strick erwählen, wenn sie nicht der Schande sich aussetzen wollten; die Thüringer liessen ihren Kranken den Kopf abschlagen, ehe sie sie verbrannten.¹⁾ Als eine Milderung dieser entsetzlichen Sitten erscheint das, was der Amerikaner Hall²⁾ 1860 auf Grönland erlebte. Er sah, wie die Eskimos eine kranke Frau vor ihrem Tode in eine Schneehütte legten, sie mit Fellen bedeckten, ihr einige Speisen gaben und die Thüre dann mit Eis verschlossen, damit sie einsam sterbe. Er erbrach den Eingang und verliess die Arme nicht, bis sie todt war.

Viele halten ihr verwerfendes Urtheil über die wilden Völker durch die Erfahrung für begründet, dass dieselben, wo die Bildung sich ihnen naht, nicht in ihrem Dasein gehoben und gekräftigt, sondern vielmehr ihrem Verderben früher oder später mit Sicherheit entgegengeführt würden. Sie vergessen, dass die heute gebildeten Völker vor Jahrtausenden Wilde waren und dass weder die Gallier noch die Germanen durch die römische Cultur untergegangen sind. Dass aber die Keime des Guten auch in den heutigen Wilden allerdings einer Entwicklung fähig sind, dafür lassen sich glänzende Beispiele anführen und selbst nur eine Ausnahme von der traurigen und verhängnissvollen Regel würde genügen, die Möglichkeit der Gesittung für sie zu beweisen. In der That sind einige dieser Völker dem Schicksal der übrigen entgangen, welches man so oft als unvermeidlich bezeichnen hört. In Paraguay hatten schon vor 1732 die Jesuiten 140,000 Indianer zum Christenthum bekehrt, sie hatten dieselben in 33 Dörfern vertheilt, ihre Erziehung geleitet und den ganzen Staat in einer musterhaften Weise verwaltet, was selbst von denen, die keine Freunde dieses Ordens sind, anerkannt worden ist, ja man hat in neuester Zeit eingeräumt, dass der Wohlstand und

¹⁾ J. J. Mascov, Geschichte der Deutschen. Leipzig 1737, XI, 24. — ²⁾ Geographical Soc., London, 23. Jan. 1865.

das ruhige Verhalten der Republik Paraguay, in der sich, trotz der so gemischten Bevölkerung, keine Spur des anderwärts so verderblichen Raçenhasses bemerklich macht, noch als Folgen jener segensreichen Volkserziehung zu betrachten seien. Auch die heutige Bevölkerung Mexiko's besteht zur Hälfte noch aus Indianern, die meist fleissige Ackerbauer und geschickte Handwerker sind, was auch von den Caraiben gilt. Alle Indianer in Ecuador, die die Quichuasprache reden, haben sich nach B. Seemann¹⁾ seit Pizarro's Einbruch in das Land im äussern Ansehen, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen nicht geändert, sie suchen sich vor Mischung mit anderen Raçen frei zu erhalten und nehmen an Zahl zu, während die weisse und gemischte Bevölkerung, seit die Einwanderung aufgehört hat, abnimmt. Mit Begierde haben sich oft rohe Völker zum Unterricht gedrängt und, wenn ihre Bildung dennoch fehlschlug, darf man nicht sie allein dafür verantwortlich machen. Als die Herrnhuter 1792 in Südafrika die Gemeinde Gnadenthal gründeten, schilderten sie die Hottentotten als ein gutmüthiges Hirtenvolk von reinen Sitten und als zur Erziehung sehr befähigt. Hier kam es vor, dass die Stämme wilder Buschmänner nach langen Feindseligkeiten bei einer Friedensunterhandlung mit den Colonisten darum baten, man möge ihnen solche Lehrer senden, wie sie unter den Hottentotten gewohnt hätten. Die von der nordamerikanischen Philanthropischen Gesellschaft 1824 gegründete freie Negercolonie Liberia beim Cap Mesurado an der Westküste Afrika's, der sogenannten Pfefferküste, hatte 1850 schon 1800 Quadratmeilen Landbesitz und eine Bevölkerung von 150,000 Neger²⁾, 1862 hatte sie nach dem Berichte des Generalconsuls G. Ralston³⁾ eine halbe Million Einwohner, darunter 484,000 in Afrika geborene Neger und eine Küstenentwicklung von 600 engl. Meilen. Sie wirkt als eine Pflanzschule der amerikanischen Civilisation und des Protestantismus unter den Afrikanern. Sie hat eine republikanische Verfassung und ist in vier Grafschaften getheilt, von denen jede zwei Abgeordnete in den Senat schickt; ausserdem wählen jede 10,000 Einwohner einen Abgeordneten für das Repräsentantenhaus. Afrikaner, die seit drei Jahren civilisirte Gewohnheiten angenommen und beibehalten haben, besitzen Wahlrecht. Die englische Sprache ist Landessprache in Liberia und die angesehensten Häuptlinge der Umgegend schicken ihre Söhne dahin, damit sie dort englische Sprache und Sitte lernen. Hierher liess Buchanan 1858 dreihundert Neger eines aufgebrachtten Sklavenschiffes bringen, für die es schwer ist, anderswo ein besseres Unterkommen zu finden. Auch hat die Republik in diesem Jahre mit Portugal einen Vertrag abgeschlossen, dass der Sklavenhandel als Seeräuberei betrachtet und ebenso bestraft werden soll. Dagegen lässt sich von den Indianercolonien, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit grossen Unkosten zum Schutze der Eingeborenen angelegt hat und die zum Theil schimpflich verwaltet werden, nicht viel Gutes sagen. In Californien gab der Staat alljährlich 250,000 Dollars für dieselben aus. Wurde auch die Indian Reservation zu Mendocino vor mehreren Jahren als sehr wohlthätig für die Indianer geschildert, deren 4000 dort unter milder Aufsicht lebten⁴⁾, so sind in den letzten Jahren doch in den in Californien bestehenden Reservationsorten viele Indianer verhungert. Im Nomecultthale⁵⁾ wurden im Winter 1858 auf 1859 mehr als 150 friedliche Indianer mit

¹⁾ B. Seemann, Voyage of the Herald, London 1853. — ²⁾ Carl Ritter, B. d. Berliner Geograph. Gesellsch. v. 2. April 1853. — ³⁾ The Republik of Liberia, its products and resources, Journ. of the Soc. of arts. London, May 1862. — ⁴⁾ Ausland, 1858, Nr. 40. — ⁵⁾ Ausland, 1862, Nr. 5 und 6.

Frauen und Kindern durch die Ansiedler getödtet, obgleich das Thal für dieselben reservirt war; man schoss am hellen Tage die wehrlosen Geschöpfe nieder, die Frauen mit den Säuglingen an der Brust. In der Gegend der Humboldtsbay wurde eine Reihe von Mordthaten geübt. Man hatte die Indianer in eine andere Station durch Miliztruppen zurückgedrängt; die Unglücklichen kehrten aber wieder, weil der Hunger sie trieb. Ein bewaffneter Haufe schlich Nachts in ihr Lager und schoss Männer, Frauen und Kinder nieder. So haben die Zeitungen von San Francisco es berichtet, und man darf sich also nicht wundern, wenn die Zahl der Indianer in Californien in kurzer Zeit, wie man angiebt, sich von 100,000 auf 30,000 vermindert hat. Gerstäcker schildert diese Wilden als einen gutmüthigen, harmlosen, friedliebenden Menschenschlag und sagt: „Sie nennen diese armen Teufel mörderische Schufte, wenn sie zur Verzweiflung getrieben, aus ihren Jagdgründen verjagt, jedes Lebensmittels beraubt, die blutigen Leichen der Ihrigen muthwillig erschlagen vor sich, einmal und wie selten das Vergeltungsrecht üben und Einzelne derer zu tödten suchen, die Tod und Verderben über ihre Stämme gebracht haben. Die Vertreibung aus ihren Wohnsitzen wird für solche Volksstämme immer verderblich. Die Chirokesen waren vor ihrem Abzuge aus Georgia die gesittetste unter allen indianischen Völkerschaften, sie erhielten 1829 für das Aufgeben ihrer Rechte und Länder 25 Millionen Franken und ein Gebiet an den Grenzen von Arkansas. Sie hatten den Handel in einer Denkschrift mit 15,000 Unterschriften abgelehnt, aber sie mussten. Seitdem nimmt ihre Volkszahl ab durch ein Gefühl der Entmuthigung, das sich ihrer bemächtigt hat, durch Laster, Verbrechen und Krankheiten. Die Regierung in Washington verlangte auch die Entfernung der in Wisconsin, dessen Hauptstadt Madison erst 1837 gegründet ist, zahlreich angesiedelten Indianer nach den im Westen des Missouri gelegenen Gegenden. Ein Amerikaner ¹⁾ schreibt darüber: „Es war eine rührende Scene, die Abreise derselben zu sehen aus einem Lande, das sie seit ihrer Geburt bewohnt; das so schön von Natur war. Der Ausbruch der Empfindungen dieser Söhne des Landes war des Pinsels eines Malers werth. Sie verliessen das Land ihrer Väter, den theuersten Fleck auf der Erde; als sie westwärts zogen, sandten sie von einem Hügel ein langes und letztes Lebewohl ihrer Heimath. Die Gründe und Seen, wo sie gejagt seit ihrer Kindheit, wo sie den flüchtigen Hirsch verfolgt und das leichte Kano gerudert hatten, sollten sie nicht wiedersehen!“ Die Huronen, einst ein mächtiger Stamm, bewohnen nur noch mit 40 bis 50 Familien das Dorf Lorette in Canada, sie sind Jäger und fleissige Handwerker. Sie verfertigen Schuhe und Schlitten, Rosenkränze und Halzschnüre im Werthe von 34,000 Dollars jährlich ²⁾.

Dass die Ausrottung der wilden Volksstämme mit Hohn gegen alles Recht, mit der grausamsten Rohheit von den Ansiedlern vollzogen wird, dafür haben wir die unzweifelhaftesten Zeugnisse. Die New-Yorker Staatszeitung vom 16. Juni 1859 enthält über die Indianerkämpfe in Texas eine Mittheilung, wonach ein solcher Grenzkampf in der Regel auf folgende Weise entsteht. Zuerst dringen die Weissen mit Gewalt auf das Gebiet der Indianer; sie nehmen deren beste Ländereien weg und tödten ihr Wild, sie machen sie mit Branntwein betrunken und rauben ihnen durch Trug und List ihr Eigenthum, sie verführen, schänden und rauben ihre Weiber. Früher oder später nehmen dann die Indianer Rache und ein

¹⁾ A. A. Bird, Madison, the Capital of Wisconsin, 1857. — ²⁾ Ausland, 1859, Nr. 22.

Weisser wird getödtet. Nun gerathen die Ansiedlungen der Weissen in Alarm. Eine Compagnie bildet sich, marschirt in die Indianerbezirke, verbrennt ihre Dörfer, vernichtet ihren Mais und ihre Heerden und mordet Weiber und Kinder. Indianer sind dann gewöhnliche Jagdthiere und werden niedergeschossen, wo man sie trifft, ohne dass ein Hahn danach krähet. Al. Ross ¹⁾, der als Beamter bei der nordwestlichen Pelzgesellschaft viel mit den Indianern gelebt hat, sagt, dass die Europäer das Blutvergiessen fast immer vermeiden können, wenn sie die Indianer richtig behandeln. Diese verlangen in jenen Gegenden an den Stromschnellen einen Zoll, und gebieten erst den Fahrenden durch Zeichen, dass sie landen sollen, dann schiessen sie mit Wurfgeschossen, ohne damit treffen zu wollen, aber wenn die Fahrt dennoch fortgesetzt wird, schiessen sie ernstlich. Ross selbst gab ein muthiges Beispiel der Geistesgegenwart, als 400 Rothhäute mit den Leichen ihrer Erschlagenen vor dem Fort erschienen, das nur zehn Mann Besatzung hatte, und er sich unter sie begab und sie beschwichtigte. Man muss es der englischen Regierung nachrühmen, dass sie gegen die Indianer meist mit Milde verfahren ist. Die Hudsonbay-Compagnie ²⁾ hat durch Geschenke sich die Freundschaft der Indianerhäuptlinge immer zu erhalten gewusst und steht in regelmässigem Tauschhandel mit ihnen. Die Volkszahl der Indianer nördlich vom 49. Grad der Breite ist sich auch gleich geblieben, während sie südlich von dieser Grenzlinie stark abgenommen hat. In Californien dauerte der Vernichtungskrieg gegen die Indianer bis in die letzten Jahre fort. Hier nennen die Amerikaner die männlichen Indianer, welche sie schiessen, mit dem das menschliche Gefühl empörenden Scherzworte: „Böcke“. Der Verdacht eines Diebstahls reicht hin, ein Indianerlager anzugreifen und Alles ohne Unterschied niederzumachen. Die Truppen der Vereinigten Staaten unter General Clare haben sich in den letzten Jahren geweigert, gegen die Indianer ins Feld zu ziehen, sie haben dieselben nicht selten gegen die Weissen geschützt, auch hat die gesetzgebende Versammlung die Mittel zu ferneren Indianerkriegen verweigert, so dass die Ansiedler darauf angewiesen sind, Freiwilligencorps zu werben. Man rechnete es dem Präsidenten Lincoln zur Ehre an, dass er sich vor etwa drei Jahren mit Festigkeit der blinden Rachsucht der Bevölkerung von Minnesota entgegenstellte. Aus diesem Staate war eine Denkschrift an ihn abgegangen, nach der die Sioux-Indianer, angeblich ohne den geringsten Anlass, die weisse Bevölkerung überfallen, Männer, Weiber und Kinder auf das Grausamste ermordet, gefoltert und geschändet hatten. Die Wilden wurden jedoch überwältigt und 300 von ihnen, die lebendig in die Gewalt der Weissen fielen, kriegsrechtlich zum Tode am Galgen verurtheilt. Die Regierung in Washington hatte aber die Behörden von Minnesota bedeuten lassen, dass nur diejenigen, denen ein Verbrechen nachgewiesen war, einige dreissig an der Zahl, hingerichtet werden dürften, die anderen, die nur als Mitglieder ihres Stammes am Aufstande Theil genommen, sollten begnadigt oder zu einer Gefängnisstrafe verurtheilt werden. Die Denkschrift erhob nun dagegen Einspruch, indem sie die von den Indianern begangenen Gräuel ausmalte und die Zahl der weissen Opfer auf ungefähr 1000 angab, sie fügte hinzu, dass die Indianer, wenn man sie nicht aufhänge, gelyncht werden würden, und dass es doch nicht wünschenswerth sei, in Minnesota das Pöbelrecht eingeführt zu sehen. Wirklich hat ein Haufe von

¹⁾ Ausland, 1856, Nr. 1. — ²⁾ Ausland, 1860, Nr. 29.

150 Bürgern, mit Beilen, Messern und Bajonetten bewaffnet, das Gefängniss zu erstürmen und die Indianer zu ermorden versucht, aber der Angriff wurde durch die Soldaten der Union vereitelt¹⁾. Die Times erblickte in dem Geiste dieser Bittschrift ein Zeichen, dass die Amerikaner des Nordens in einen Zustand wilder Barbarei zurückzufallen drohen. Bei einer andern Gelegenheit wurden in Californien im Jahre 1862 nach einer von Indianern verübten Mordthat 26 Indianer eines befreundeten Stammes gefangen genommen, von denen man zwei wieder laufen liess mit der Warnung, dass, wenn sie nicht binnen drei Tagen die wirklichen Mörder einbrächten, ihre Gefährten erschossen werden würden. Die beiden Befreiten kehrten aber nicht zurück und jene 24 Unschuldigen wurden schmähhlicher Weise abgeschlachtet. Von der Rohheit der Kriegsführung macht man sich einen Begriff, wenn man den von der Nashville-Union veröffentlichten am 20. März 1862 erlassenen scheusslichen Befehl des Obersten Bayton vom zweiten texanischen Regimente an einen Hauptmann der Miliz liest. Darin heisst es: „Ich erfahre, dass die Indianer auf Ihrem Posten gewesen sind, um einen Vertrag zu schliessen. Der Congress der conföderirten Staaten hat ein Gesetz erlassen, welches die Vertilgung aller feindlich gesinnten Indianer anordnet. Sie werden daher alles Mögliche anwenden, um die Apaches und andere Stämme zu veranlassen, dass sie zum Behufe eines Friedensschlusses hereinkommen. Sobald Sie dieselben beisammen haben, tödten Sie alle Erwachsenen und verkaufen die Kinder, um mit dem Erlös die Kosten des Ausrottungsverfahrens zu bestreiten. Versäumen Sie nichts, um den Erfolg zu sichern und stellen Sie ringsum eine hinlängliche Anzahl Truppen auf, damit keiner der Indianer lebendig entkomme“. In einem Vertrage, welchen die Behörden des Humboldt-Distriktes vor Kurzem mit den Piute-Indianern abschlossen, lautet eine der Bestimmungen: Alle Indianer haben sich binnen sieben Tagen aus der Humboldt-County zu entfernen oder sie werden getödtet. Die dort erscheinende Zeitung nennt den Vertrag den Indianern günstig, ein Pfand des Friedens und fordert die Weissen auf, für die Ausführung desselben zu sorgen. Das Aeusserste, was in dieser Beziehung geleistet worden, ist wohl das merkwürdige 1837 von der mexikanischen Behörde zu Chihuahua gegen die Einfälle der Apaches erlassene Kriegsgesetz, worin 100 Dollars geboten werden für den Scalp eines erwachsenen Mannes, 50 Dollars für den eines Weibes und 25 für den eines jeden Kindes! Das ist freilich mehr, als bei uns für einen erlegten Wolf gezahlt wird! Zu Ehren der Republik muss man hinzufügen, dass dieser barbarische Befehl nur einige Wochen in Kraft war und nie die Sanction des Generalgouvernements erhalten hat. Aber während das Gesetz bestand, wurde es auch gehandhabt. J. Gregg²⁾, der es uns mittheilt, und in seinem Werke noch eine Menge Beispiele der gegen die Wilden geübten Hinterlist und Grausamkeit anführt, sah selbst einen Trupp Reiter vor dem Palast von Chihuahua den frisch blutenden Scalp auf der Lanze hochhaltend; sie hatten ein Apachesweib, das dem Stamme mit einem Kinde gefolgt war, ergriffen und abgeschlachtet und gaben vor, das Kind sei gestorben! Doch sind Europäer und Amerikaner nicht die einzigen Culturvölker, die sich solche Thaten zu Schulden kommen lassen. Auf Formosa führten die Chinesen Tiger aus China ein, um die Wilden auszurotten. Diese aber waren zu gute Jäger, als dass es gelungen wäre³⁾.

1) Kölnische Zeitung, 2. Januar 1863. — 2) J. Gregg, Commerce of the Prairies, New-York 1844, I, 299.
— 3) Ausland, 1860, Nr. 26.

Die Abnahme der Bevölkerung in fast allen von wilden Stämmen bewohnten Ländern zeigt am deutlichsten, wie sehr ihr Dasein bedroht ist. Kürzlich hat von Scherzer¹⁾ auf das Wohlbefinden der indianischen Race in dem tropischen Amerika hingewiesen, wo in Guatemala neben 10,000 Weissen und 100,000 Mischlingen oder Ladinos noch 650,000 Indianer, in Honduras 120,000, in San Salvador 150,000, in Nicaragua 80,000, in Costa Rica 5000, in den fünf mittelamerikanischen Freistaaten also zusammen 1,005,000 Indianer leben und hat dabei die sehr richtige Bemerkung gemacht, dass diese Völker, als sie mit den Europäern in Berührung kamen, schon die Cultur des Bodens kannten und deshalb sich erhalten haben, während die Urbewohner Nordamerika's, weil sie nur Jagdvölker sind, zu Grunde gehen. In der Natur giebt es keine schroffen Uebergänge, in ihr ist Alles stufenweiser Fortschritt und nicht ein Sprung, wie ihn die europäische Cultur von den schweifenden Horden des Urwaldes oder der Steppe zu fordern pflegt. Aber jene Völkerschaften des mittleren Amerika haben sich auch nur erhalten, an Zahl sogar, wie Alex. von Humboldt glaubt, beträchtlich vermehrt, ihre Entwicklung aber ist nicht mehr fortgeschritten, seit der schwere Druck der spanischen Eroberer auf ihnen gelastet hat. Ihr heutiger Zustand, sagt von Scherzer, lässt sie kaum als Abkömmlinge jener erkennen, die vor drei Jahrhunderten geordnete Staaten gebildet hatten. Auffallend ist das Aussterben der Araucaner in Chili nach dem Berichte des Dr. Philippi²⁾ in Santiago, obgleich sie sich in der günstigsten Lebenslage befinden; sie sind freie Eigenthümer, haben Land und Vieh und zahlen keine Abgaben. Als Ursache betrachtet man den Umstand, dass sie den epidemischen Krankheiten nicht den gleichen Widerstand entgegensetzen, wie die Weissen, zumal nicht den Blattern und der Ruhr. Vom Impfen wollen sie nichts wissen; haben sie die Pocken, so suchen sie Heilung, indem sie sich in die eiskalten Bäche stürzen. Die Zahl der noch vorhandenen Indianer Nordamerika's ist schwer genau anzugeben, der Census von 1850 gab die Indianerbevölkerung der Vereinigten Staaten auf 400,000 an, 1855 zählte man nur noch 350,000³⁾, nach dem Census von 1860 war dieselbe auf 283,385 zusammengesmolzen. Für 1865 will man nur noch 200,000 rechnen, doch geben amerikanische Blätter bei der in diesem Augenblicke befürchteten Erhebung aller westlichen Stämme von Canada bis zum mexikanischen Golf die Zahl dieser Indianer zu 320,000 an. Das Hinschwinden amerikanischer Völker gleich nach der Besitznahme des neuen Welttheils durch die Spanier war, wenn die Angaben darüber richtig sind, noch viel verhängnissvoller als das ihnen jetzt drohende Unheil. Nach Abbé Genty blieben in St. Domingo von einer Million Einwohner nur 60,000 am Leben, die in den nächsten zehn Jahren auf 14,000 schmolzen. Ebenso schnell wurde die Bevölkerung auf Cuba und Jamaika ausgerottet und Portugiesen, Franzosen und Engländer wetteiferten mit gleicher Grausamkeit in der Vertilgung der Caraiben und anderer südamerischer Stämme. Bis in den fernsten Norden ist die Civilisation den Naturvölkern verderblich geworden. Auch die Bevölkerung Grönlands geht nach A. von Etzel⁴⁾ trotz des Fortschrittes, den sie in der geistigen Entwicklung gemacht hat, zurück, sie ist seit zehn Jahren in der Abnahme begriffen, nur nicht in dem nördlichen Theile, wo es Mischehen mit Europäern giebt. Die Einwohner sind verarmt und erliegen dem Klima, seit sie aus ihrem ur-

¹⁾ C. v. Scherzer, Aus dem Natur- und Völkerleben im trop. Amerika, Leipzig 1864. — ²⁾ Petermann's, Mittheilungen, 1861, Nr. IV. — ³⁾ Ausland, 1856, Nr. 25. — ⁴⁾ A. von Etzel, Grönland, Stuttgart 1860.

sprünglichen gesellschaftlichen Zustände herausgerissen sind. Sie geben an, dass sie die Vielweiberei nicht aus Sionlichkeit, sondern um viele Kinder zu haben, eingeführt hätten. Indem man ihre Priester, die Angakokken, über die der Kaufmann Dalager in seinem Berichte von 1752 sich sehr anerkennend äusserte, verspottete, und um alles Ansehen brachte, nahm man den Eingeborenen jeden Halt und die Obrigkeit, die allein auf sie einen Einfluss üben konnte. Dagegen lebt im höchsten Norden, unberührt von der Cultur, ein schöner Menschenschlag vom Stamme der Eskimos, die John Ross unter dem 75. Breitengrade fand und arktische Hochländer nennt. Auch Wallfischfahrer verkehrten mit ihnen. Im Jahre 1818 waren sie den Europäern feindlich gesinnt; 1854 retteten sie den Dr. Kane und seine Genossen vom Hungertod. Es sind nach Capitän Sherard Osborn¹⁾ stämmige, kräftige und lustige Gesellen mit gewölbter Brust und tiefer Stimme; obgleich sie keine Boote haben und keine andere Waffen besitzen, als die, welche sie aus Knochen anfertigen, so erlegen sie doch das Wallross und den Eisbär.

Auch die Völker der Südsee haben das Gift eingesogen, welches der Verkehr mit den abendländischen Nationen auf diese blühenden Eilande gebracht hat. Sie erliegen weniger einer blutigen Verfolgung, es sei denn durch innere Zwistigkeiten, als einer Reihe anderer zum Theil unbekannter, ihre Lebenskraft schwächender Ursachen. Cook schätzte auf Tahiti, der grössten der Gesellschaftsinseln, 150- bis 200,000 Menschen, jetzt hat es etwa 15,000; das *Annuaire de Tahiti* von 1863 giebt die einheimische Bevölkerung von Tahiti und Mauerua nur zu 7642 an, behauptet aber, sie sei in der Zunahme begriffen, während doch nach der von der französischen Verwaltung im Jahre 1849 vorgenommenen Zählung dieselbe 8082 Seelen betrug. Das Schicksal eines so schönen und kräftigen Volksstammes ist um so auffallender, als von der Einführung des Christenthums der günstigste Einfluss auf Sitten und Lebensweise desselben bis in die neueste Zeit gerühmt wurde. Dr. Coulter, Schiffsarzt der britischen Marine, der 1836 das Land besuchte, sagt, Kindesmord, Menschenopfer und Sittenlosigkeit seien verschwunden; nur in den Häfen, wo die europäischen und amerikanischen Schiffe vor Anker gehen, herrsche Ausschweifung. Bei Gründung der französischen Schutzherrschaft hat der Stamm seine kriegerischen Tugenden gezeigt. Er stellte in den verschiedenen Treffen mehrere tausend Krieger; die von ihm gemachten Gefangenen wurden weder ausgeplündert noch misshandelt, was die Franzosen zu würdigen wussten und hochherzig vergalteten. Walpole, der Zeuge ihrer Capitulation war, erzählt, dass tahitische Krieger, wahre Riesen, welche im Stande zu sein schienen, die kleinen französischen Soldaten zu verschlingen, bei der Niederlegung ihrer Waffen geweint und ausgerufen hätten: „die Engländer sind Lügner, hätten wir Berge von Gold und Ebenen von Silber gehabt, sie würden uns zu Hülfe gekommen sein, so oft wir es gewünscht!“²⁾ Die Sandwichsinseln hatten 1778 nach Cook's wahrscheinlich zu hoch gegriffener Schätzung 400,000 Einwohner, 1823 nach Hopkins³⁾ 130,000, 1849: 80,000, 1860 zählte man auf den acht bewohnten 300 Quadratmeilen grossen Inseln höchstens noch 67,000 Kanaken, aber mehr als 5000 Fremde. Trotz der Verminderung der Zahl der Eingeborenen hat der Handelsverkehr auf diesen Inseln in den letzten Jahren einen ausserordentlichen Aufschwung genommen. Die Einfuhr

¹⁾ Geographical Society, London, 23. Jan. 1865. — ²⁾ Ausland, 1855, Nr. 16. — ³⁾ Ausland, 1861, Nr. 33.
Archiv für Anthropologie. Heft II.

betrug 1853 nur 800,000, die Ausfuhr 700,000 Dollars. Nach einem englischen Berichte betrug aber 1862 die Zuckerausfuhr 3,008,603 und 1864 schon 10,414,441 Pfund Sterling. Auch mit dem Anbau der peruanischen Baumwolle ist der Anfang gemacht und man kann voraussagen, dass diese Inseln, zumal durch ihre Verbindung mit Californien, bald dieselbe wichtige Stellung in der nördlichen Hälfte des stillen Oceans einnehmen werden, welche die westindischen Inseln im atlantischen Meere behaupten. Auch auf den neuen Hebriden ist nach Turner¹⁾ die Bevölkerung rasch im Abnehmen. Der Anwesenheit der Missionäre, deren Bekehrungsversuche hier in letzter Zeit gänzlich missglückten, wird die Verbreitung von Krankheiten und der Ausbruch von Bürgerkriegen zugeschrieben. Von den Tongainseln aber wurde vor mehreren Jahren ein günstiger Bericht bekannt. Die Bewohner sind durch die Methodisten bekehrt worden, selbst der König Georg predigte. Grosses Verdienst wird dem Bischof Walter Lawry von Neuseeland zugeschrieben. Wenn er in einem leichten Kahne seine langen Pilgerfahrten in dem Inselmeere unternimmt, darf keinerlei Waffe an Bord seines Fahrzeugs sein; nie war er Gegenstand einer vorbedachten Feindseligkeit²⁾. Am dichtesten bevölkert sind die Philippinen, welche die Brücke zwischen Ostindien und der Südsee bilden und schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung einen lebhaften Verkehr mit dem asiatischen Festlande hatten. Sie haben vier bis fünf Millionen Einwohner, das ist das Doppelte der ganzen Bevölkerung Australiens; die Negrittos, die schwarze Urbevölkerung, auf Luzon noch etwa 25000 an Zahl, sind in die Gebirge zurückgedrängt durch die fremde Einwanderung der Malayen, Chinesen und Spanier³⁾. Kaum hat ein fernes Land in den letzten Jahren grössere Aufmerksamkeit auf sich gezogen als Neuseeland, dessen herrliches, gesundes Klima und vortreffliche Erzeugnisse es mehr wie jedes andere zur Ansiedlung geeignet machen. Die Bewohner der Insel hatten sich durch mörderische Kriege untereinander aufgerieben und als ein Zeichen ihrer Rohheit wird erzählt, dass um das Jahr 1827 ein entsetzlicher Handel mit Menschenköpfen entstand, die man austrocknete und als Gegenstände der Neugier oder des Schmuckes für das Innere der Häuser verkaufte. Nach der Niederlassung der Engländer, die hier einen kräftigen und tapferen Widerstand fanden, aber den Krieg so grausam führten, dass A. Thomson in seiner Geschichte der Unterwerfung von Neuseeland sagt: „die Briten benahmen sich (damals wie Wilde, die sogenannten Wilden wie civilisirte Menschen,“ zeigten sie sich der Bildung sehr zugänglich und von ausgezeichneten Anlagen für jede Art von Kunstfertigkeit. Besonderes Verdienst um ihren Unterricht erwarb sich Sir George Grey, der freisinnig die Missionäre der verschiedenen Bekenntnisse mit Geld unterstützte. Wie alle Polynesier sprechen sie leidenschaftlich gern und haben gleich den nordamerikanischen Indianern einen Hang zu dichterischer Beredtsamkeit, auch sind sie stolz auf ihre Sprache und nöthigten die Engländer neuseeländisch zu lernen. In ihren Kämpfen mit diesen benahmen sie sich oft edelmüthig. Als 1845 der empörte Häuptling Heke die Stadt Korororika eingenommen, zeigten die Wilden gegen die Colonisten die grösste Mässigung; sie erklärten, dass sie nur Krieg mit den Soldaten und den Fahnen Englands führten. Auf die Bitten des Bischofs leerten sie nicht einmal die in ihre Hände gefallenen Brannt-

¹⁾ Turner, Nineteen Years in Polynesia, London 1861. — ²⁾ Ausland, 1855, Nr. 17. — ³⁾ De la Giro-nière, Vingt Années aux Philippines, Paris 1853.

weinfässer. Die Cultur zeigte bald die erfreulichsten Fortschritte, die Häuptlinge wurden Eigenthümer von Ländereien und Hüttenwerken, sie wurden Schiffsbauer und Rheder; die Eingeborenen wetteiferten mit den Colonisten, sie wurden Pferdezüchter und vortreffliche Reiter. Den alten Häuptling Rangihaieta, der einst eigenhändig siebenzehn gefangene Engländer mit dem Beile hingeschlachtet hatte, weil in einem Scharmützel eine seiner Frauen von einer Kugel getroffen worden war, und der noch 1849 den Engländern gegenüber zwischen tiefen Sümpfen, undurchdringlichen Wäldern und abschüssigen Felsen eine uneinnehmbare Stellung inne hatte, sah man einige Jahre später unter Anleitung eines Missionärs mit Herstellung von Strassen beschäftigt, auf denen er unablässig in seinem Tilbury herumfuhr¹⁾. Eine so schnelle Umwandlung ist wohl nirgendwo sonst in der Geschichte der Civilisation beobachtet worden, aber das Glück war für die Maoris nicht von langer Dauer. In den letzten Jahren ist die Colonie durch fortwährende Aufstände beunruhigt und die Engländer führen einen wahren Vernichtungskrieg gegen die eingeborene Race, die aber auch den Einflüssen der Cultur zu erliegen scheint. Selbst ein englischer Officier, der den Krieg gegen die Neuseeländer in den Jahren 1860 bis 1863 mitgemacht, erklärte, es sei den Maoris schweres Unrecht geschehen, er nennt sie ein edles erziehungsfähiges Volk, das von der Selbstsucht der englischen Ansiedler ausgebeutet worden; sie zum Frieden zu bringen, möge man Ackerbau-Colonien gründen, sie Wirthschaft lehren und ihren Handel unterstützen. Das Aussterben der Neuseeländer hat zu amtlichen Ermittlungen Veranlassung gegeben²⁾. Während nach der United Service Institution die weisse europäische Bevölkerung Neuseelands von 1851 bis 1861 von 26,707 sich auf 98,915 vermehrt hat, betrug die einheimische Bevölkerung 1841 noch gegen 104,000, 1858 nur 55,467; für die späteren fünf Jahre rechnet man einen weiteren Verlust von 15%, so dass 1864 wohl nicht über 47,000 übrig waren. Im December 1864 hatte Neuseeland schon eine europäische Bevölkerung von 171,931, darunter 6000 Deutsche. Da die Blattern in Neuseeland noch nicht aufgetreten sind, auch andere europäische Krankheiten keine grossen Wirkungen gehabt, und der Einfluss geistiger Getränke nur gering anzuschlagen ist, so werden als Ursachen der Volksabnahme nur genannt: die inneren Kriege, der viel verbreitete jetzt bald getilgte Kindesmord, die Blutsvermischung, der Genuss des faulen Korns, welches als ein Leckerbissen bezeichnet wird und der Gebrauch der Kleidungsstücke, der die früher abgehärtete Haut verweichlicht. Als auf ein Gegenbild des von den Engländern in Neuseeland geübten Verfahrens weist A. R. Wallace³⁾ auf das bewährte Beispiel hin, welches die Holländer auf Celebes gegeben, das sie seit 1677 besitzen. Die Bewohner sind Malayen von fast europäischer Bildung. Auf ihr Wohlbefinden hat die Einführung der Kaffeepflanze durch die holländischen Missionäre den grössten Einfluss gehabt; indem die Regierung den Häuptlingen einen bestimmten Antheil am Gewinne zusprach, hat sie diese veranlasst, selbst mit Eifer das Gedeihen der Pflanzungen zu überwachen. Sie übt eine Art von väterlichem Despotismus, der hier die schönsten Früchte gebracht hat. Sobald rohe Völker dem Boden einen Ertrag abzugewinnen lernen, haben sie eine Quelle des Wohlstandes und den Anfang der Gesittung gefunden. Deshalb ist das Palmöl für viele Völker des westlichen Afrika ein segenbringendes Mittel des Verkehrs mit fremden Ländern. Die

¹⁾ Ausland, 1855, Nr. 22. — ²⁾ Ausland, 1860, Nr. 47 und 1865, Nr. 7. — ³⁾ Athenaeum, 15. October 1864.

Negerfürsten selbst beginnen das einzusehen. Der Herrscher von Sulima sagte zum Major Laing: „Wenn ich in den Krieg ziehe, so wende ich Pulver und Menschenleben daran und gewinne manchmal nichts, oder wenn ich etwas gewinne, so schade ich Anderen und das ist nicht recht. Wenn ich aber Handel treibe, so thue ich mir und Anderen Gutes und schade Niemanden.“ Für den Aufschwung des Verkehrs mit diesen Ländern sprechen folgende Zahlen: Im Jahre 1787 erreichte der Handel Englands mit Westafrika und Marokko einen Werth von 72,000 Pfund Sterling, 1810 betrug er 535,577 Pfund, jetzt beinahe drei Millionen! Mehr Ruhe als in Neuseeland geniessen die Engländer in ihren Besitzungen am Cap, während hier die holländischen Boers mit den Basutos in Fehde leben. Die britische Regierung hat, durch die fortwährenden Kaffernkriege belehrt, endlich den Grundsatz angenommen, die Unabhängigkeit der noch nicht unterworfenen Stämme nicht mehr anzutasten.

Dass diejenigen Wilden, welche uns die menschliche Natur in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigen, auch die geringste Aussicht haben, ihr Dasein zu retten, ist begreiflich; ihrer Freiheit beraubt, siechen diese an das Wandern gewöhnten Stämme trotz aller Bemühungen für ihre Erhaltung hin wie die in den Käfig gesperrten Thiere des Waldes. Das ist das Schicksal der Urbewohner von Neuholland und Vandiemensland. Sollen wir vielleicht den Untergang solcher Rassen deshalb weniger beklagen, weil sie so hässlich sind, oder kann nicht vielmehr auch aus solcher Missgestalt sich dennoch ein edleres Menschenbild entwickeln? Es giebt, sagt ein Reisender, keinen abscheulicheren Anblick als eine Neuholländerin mit dünnen säbel-förmigen Beinen, mit birnförmigen Brüsten, welche nach Belieben über die Schulter geworfen werden können, mit tiefliegenden blutroth unterlaufenen Augen, oft mit aufgeschlitzter Kopfhaut, aus welcher beständig Eiter herabfließt, mit Kindern und Geräthschaften belastet, nackt einherwanken zu sehen. Mit guter Nahrung sah man indessen das armselige Aussehen mancher Australierstämme bald sich bessern. In der Colonie Victoria werden noch 1764, in Südaustralien 3540, in Westaustralien 350 Urbewohner gezählt. W. E. Stanbridge¹⁾, der achtzehn Jahre unter den Stämmen des Innern von Victoria in Südaustralien lebte, schildert sie als Kannibalen der niedrigsten Art. Neugeborene Knaben werden immer getödtet und gegessen, wenn bei ihrer Geburt das vorige Kind noch nicht zu gehen vermag. Sie glauben, dass dieses, wenn es so viel als möglich von jenem esse, die Kraft beider besitzen werde. Gerstäcker²⁾ sagt von den Adelaide- und Murraystämmen, dass das Nierenfett das Siegeszeichen sei, das sie dem überwundenen Feinde herausschneiden; indem sie sich damit einreiben, glauben sie die Stärke des Besiegten zu gewinnen. Er fand die Australier auf einer Insel in der Torresstrasse höchst gutmüthig und glaubt, wie auch Moorhouse, der Protector der südaustralischen Stämme, dass die erste Ursache aller Feindseligkeiten und Grausamkeiten die Weissen selber seien. Als eine Probe des Geistes dieser Völker mag die Adresse dienen, welche die Ureinwohner von Yarra und Goulbourn dem Gouverneur von Melbourne zur Uebersendung an die Königin Victoria vor einigen Jahren einhändigten. Sie lautete: „Schwarze der Stämme Wawurong, Bonurong und Tarawaragal senden dieses der grossen Mutter Königin Victoria. Wir und andere Schwarze senden sehr vielen Dank der grossen

¹⁾ Ausland, 1861, Nr. 20. — ²⁾ F. Gerstäcker, Reisen. 4. Bd. Stuttgart 1854.

Mutter Königin für viele, viele Sachen. Schwarze werfen nun ihre Speere fort, kämpfen nicht mehr sondern leben fast wie weisse Männer. Schwarze hören, dass Dein ältester Sohn geheirathet hat. Sehr gut! Schwarze senden ihm und Dir, seiner grossen Mutter Victoria alles Gute. Schwarze kommen von Miam und Willum dieses Papier dem guten Gouverneur bringen. Er wird Dir mehr sagen. Schwarze alle ringsum, wie sie da sind, sind damit einverstanden. Das ist Alles!“ Als Geschenke begleiteten die Zuschrift ein Opossumfell und mehrere Speere. Vandiemensland ist bereits das Grab seines eingeborenen Stammes geworden, der nach der Gründung der englischen Verbrechercolonie daselbst der blutigsten Verfolgung der von der Gesellschaft ausgestossenen Diebe und Mörder preisgegeben war. Trieb doch ein solcher Unmensch ein Weib vor sich her, dessen Gatten er getödtet und dem er den blutenden Kopf desselben um den Nacken gehängt hatte. Vor fünfzig Jahren schätzte man die Zahl der Urbewohner noch auf 6000 Seelen. Ihre Zahl verminderte sich so rasch, dass man 1830 den Plan fasste, alle Wilden auf die Halbinsel Tasmania zusammenzutreiben, aber der Versuch misslang. Im Jahre 1842 wurden sie theils gefangen theils überredet nach der Flindersinsel in der Bassstrasse gebracht; es waren 1843 von ihnen nur noch vierundfünfzig am Leben; 1847 wurden sie noch einmal übergesiedelt nach Oyster-cove im Entrecasteaux-Canale, hier fand Bischof Nixon ¹⁾ 1857 nur noch sechzehn. Das englische Colonialamt berichtete ²⁾ 1860, dass von zehn Stämmen in Vandiemensland nur noch vierzehn Personen am Leben seien, neun Frauen und fünf Männer, darunter vier verheirathete aber kinderlose Paare. Die Eingeborenen selbst glaubten, dass die geänderte Lebensweise ihr Tod sei. Im Jahre 1862 lebten nur noch acht, ein Mann und sieben Frauen, deren photographische Bilder Nixon selbst aufnahm und nach Europa brachte. Auf einem Feste des Gouverneurs von Hobart-Town, der Hauptstadt des Landes, erschien 1864 ³⁾ der letzte Tasmanier mit drei Frauen des in wenig Jahren ganz erloschenen Volkes; eine Zeitung jener Stadt hat ihm schon die Grabschrift gesetzt: „Als Wilde haben wir sie angetroffen, als Wilde haben sie gelebt, als Wilde sind sie hingegangen!“

In letzter Zeit haben die öffentlichen Blätter auch auf das Verschwinden der halbwilden asiatischen Völker hingewiesen, die der russischen Herrschaft unterworfen sind, welche auch den tapferen Stämmen des Kaukasus so verderblich hat werden sollen. Sabalischin sagt in seinen in der Moskauer Zeitung veröffentlichten „Sibirischen Briefen“ ⁴⁾, dass von den in grösseren Massen zusammenwohnenden Eingeborenen sich nur noch die Kirgisen, die Jakuten, die Buräten und die Tungusen erhalten haben, alle anderen seit dem Erscheinen der Russen fast verschwunden seien oder nur noch in kläglichen Resten fortbestehen. Das Verfahren der Russen stand dem der Spanier in der neuen Welt nicht nach. Ein Nagiba Stepanow skalpirte die unglücklichen Buräten nicht schlechter als ein beliebiger amerikanischer Wilder und den Namen Nagiba, Fichtenbeuger, hatte er erhalten, weil er zum Zeitvertreib oft einen jungen Baum umbog, den Zopf eines Buräten daran band und dann den Baum emporschnellen liess. Ein Ssolowjew stellte eine Reihe von Aleuten neben einander, legte seine Büchse an das Ohr des ersten und schoss dann los, um zu versuchen, durch wie viele Köpfe

¹⁾ F. R. Nixon, Bishop of Tasmania, the Cruise of the Beacon, London 1857. — ²⁾ Kölnische Zeitung, 9. Febr. 1861. — ³⁾ London Illustrat. News, 7. Jan. 1865. — ⁴⁾ Kölnische Zeitung, 25. März 1866.

die Kugel seiner Büchse gehe. Was die grausame Verfolgung nicht ganz vollbrachte, vollendeten Blattern, Syphilis und Trunksucht.

Also überall dasselbe Schauspiel! Aber als wenn die Natur eine Ausnahme hätte hinstellen wollen zum Beweise der unverwüstlichen Kraft, mit der sie auch den rohen Menschen ausgestattet hat, der afrikanische Neger, seit Jahrtausenden von allen herrschenden Völkern in den Staub getreten, als Sklave gepeitscht, als Waare verkauft, in andere Länder ausgeführt und auf jede Art misshandelt, er ist nicht untergegangen, sondern unter dem Schutze des siegreichen Sternenbanners der Vereinigten Staaten jetzt auf dem Wege, sich zur edlen Menschheit zu erheben.

Gestehen wir es nur, dass der Zustand der wilden Völker, welche nicht für die Gesittung gewonnen worden sind, sondern mit ihr in Fehde leben oder ihr zum Opfer fallen, in den meisten Fällen wenn nicht ein Verbrechen, so doch eine Schmach der viel gepriesenen Civilisation genannt werden muss. Gewiss ist es möglich, den wilden Menschen zu zähmen, aber die schnell arbeitende Cultur hat dafür weder Geduld noch Zeit, sie verlangt vielmehr, dass man darüber staune, wie an einer Stelle der Wildniss in zwanzig Jahren sich volkreiche Städte erheben, unbekümmert darum, ob der Boden mit dem Blute der erschlagenen Eingeborenen gedüngt ist. Da, wo Cook an der Küste von Neusüdwaales die Wilden in kleinen Haufen umherschwärmen sah, stehen jetzt Städte mit allem Luxus Europa's ausgerüstet, mit prachtvollen Pallästen und Kirchen, mit Universitäten, Bibliotheken, Museen, Theatern, Zeitungen, mit Musikfesten, Kunstausstellungen und Wettrennen! Wie rasch sind sich hier die Ansiedlungen der Engländer gefolgt! Neusüdwaales wurde 1788, Tasmanien 1803, Westaustralien 1829, Südastralien 1836, Neuseeland 1840, Victoria und Queensland 1859 gegründet; die australischen Colonien zählten 1861 zusammen schon 1,184,858 Seelen. Ob eine wilde Race von der Erde verschwinde, die Ausbreitung der Cultur kann darum nicht aufgehoben werden. Wo helles Licht ist, fehlt dunkler Schatten nicht. Neben dem Reichthum unserer grossen Städte, inmitten der Sitze der verfeinerten Bildung und Lebenskunst schmachtet ja auch das Elend im versteckten Winkel, verbergen sich das Laster und das Verbrechen in ihren Höhlen. Auch hier sind die Hindernisse der freien menschlichen Entwicklung die Ursachen des Hungers und der sittlichen Verkommenheit. Wie wir aber hier die Menschlichkeit aufrufen und zur Linderung der Noth tausend mildthätige Hände wirken und Hülfe schaffen sehen, so dürfen wir hoffen, dass die europäische Gesittung in Zukunft ihren eigenen Fortschritt auch darin bekunden werde, dass sie, wie es längst die Friedensbotschaft des christlichen Glaubens gefordert hat, auch in dem Wilden den Menschen ehren und ihn seinem traurigen Schicksal entreissen wird.